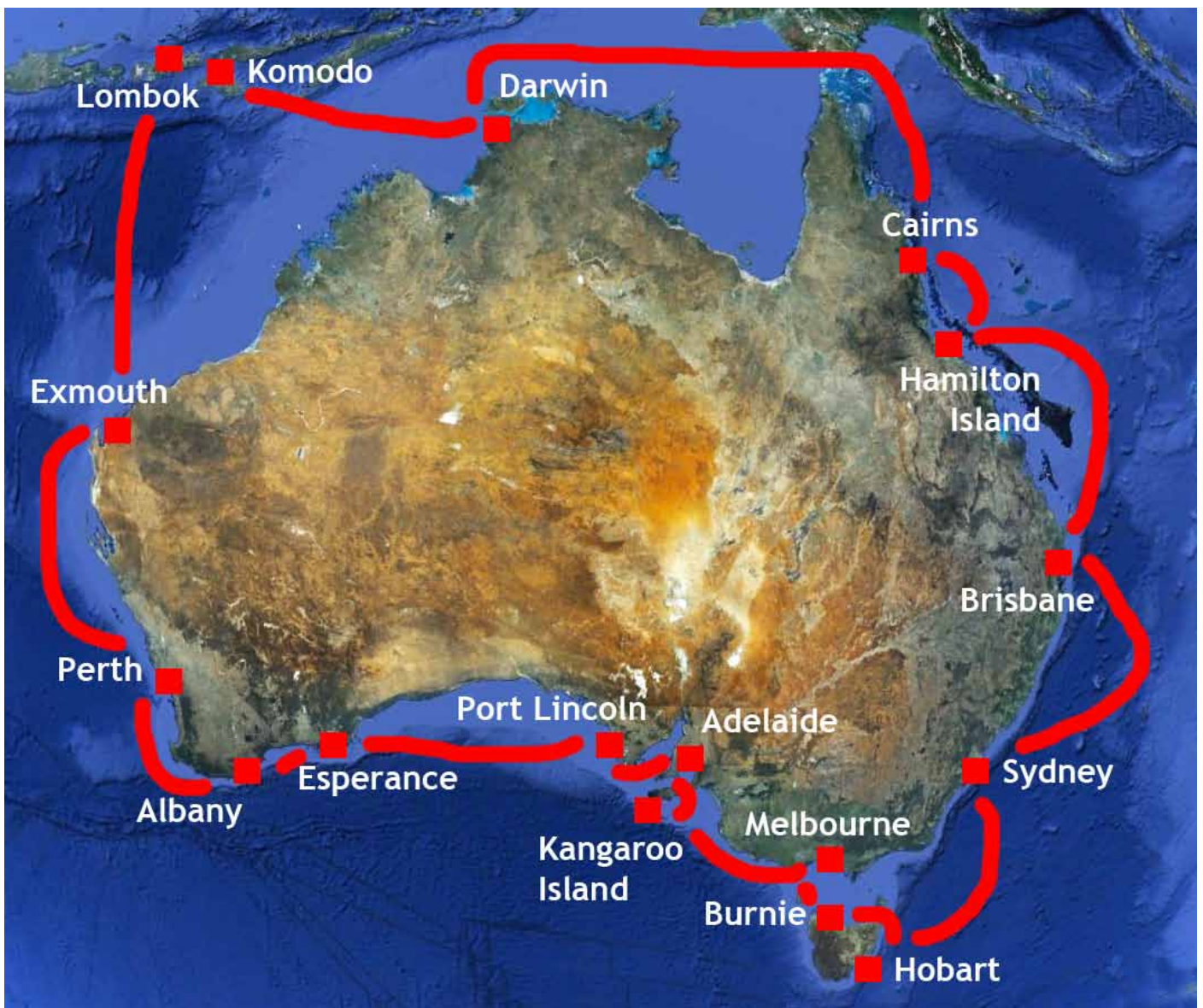


21. Oktober bis 25. November 2012



35 Tage auf der MS Volendam, Holland-America-Line

Logbuch einer Australien-Umrundung





Freitag, 19. Oktober 2012, Sydney

Unsere Schiffsreise beginnt eigentlich erst am 21. Oktober, aber wir reisen früher an, weil wir etwas von der Stadt sehen wollen. Das Hotel Radisson Blu liegt mitten in der Stadt, nur zehn Minuten zu Fuss zu den Wharfs und zu den Wahrzeichen Sydneys, dem Opera House und der Harbour Bridge. Heute haben wir allerdings ein anderes Programm: Einen 4WD-Ausflug zu den **Blue Mountains**, den wir schon zuhause gebucht haben. Wir werden pünktlich um 8 Uhr abgeholt. Aber oh Schreck, es kommt kein Range Rover, wie wir uns das vorgestellt haben, sondern ein Kleinbus für zehn Personen, die guten Plätze sind schon von Engländern besetzt – für uns bleibt gerade noch die hintere Notbank, ohne Fenster, ohne Türen. Das fängt ja gut an! Zudem ist es kalt, feucht, grau in grau, und es beginnt zu nieseln, während sich unser Fahrer durch die verstopften Strassen Sydneys kämpft. Wie war das noch mit der endlosen Weite Australiens...? Autos, Autos, Autos... wir stehen eine Stunde lang im Stau und kommen dann im Schrittempo weiter, bis sich endlich die Schlange ausdünn und wir freie Natur sehen. Was heisst sehen: Von unseren Plätzen aus sehen wir gar nichts. Immerhin wissen wir, dass wir noch 100 Kilometer auf unseren Notsitzen ausharren müssen, um in die Berge zu kommen. Und inzwischen regnet es auch noch.

Unser erster Eindruck von Australien ist trüb. So eng haben wir uns dieses grosse Land nicht vorgestellt. Immerhin klart im Laufe des Tages das Wetter auf, es wird angenehm warm und teilweise sonnig. Die berühmten Blue Mountains hingegen sind kein Renner – zumindest nicht aus Schweizer Sicht. Ein paar Felsenformationen (kein Vergleich mit richtigen Bergen...), ein angelegter Canyon (kein Vergleich mit dem amerikanischen Grand Canyon...) – und damit öffnet sich bereits der Problemkreis: Es liegt an uns, wir haben schon zu viel gesehen, wir sind verwöhnt.

Die Rückfahrt ist genau so mühsam wie die Hinfahrt. Stau, Stau, Stau. Wir realisieren, dass Sydney eine 4-Millionen-Stadt ist. Immerhin lacht inzwischen die Sonne, und so packen wir die Gelegenheit beim Schopf und statten nach unserem Bus- und Berg-Abenteuer dem City Tower im Stadtzentrum einen Besuch ab. Das lohnt sich. Tolle Aussicht auf die Stadt und auf die grossartigen Häfen und Buchten.

Samstag, 20. Oktober 2012, Sydney

Gewitzt von der Erfahrungen des Vortages sagen wir die geplante und im voraus gebuchte Stadtrundfahrt ab. Das ist eine gute Entscheidung, denn jetzt können wir die Stadt zu Fuss erkunden. Erstes Ziel, klar, das Opera House. Muss man ja begutachten. Tolle Lage, von hier aus sieht man auch die Harbour Bridge ausgezeichnet. Den Harbour erkunden wir in diversen Fähren, unter anderem fahren wir damit auch zum Maritime Museum. Mein Hauptinteresse gilt dem Nachbau der **HMS ENDEAVOUR**, mit der Captain James Cook 1770 in den Hafen von Sydney eingelaufen ist (fast, eigentlich war's die Botany Bay, etwas weiter südlich). Sehr eindrücklich – am meisten schockt mich, wie klein diese Explorerschiffe waren. Nusschalen. Und dann die Enge der Mannschaftsräume. Die Decke hängt so niedrig, dass nur ein Kleinkind aufrecht gehen und stehen kann. Mein Rücken reklamiert schon nach ein paar Metern, und wer klaustrophobisch ist, bleibt besser draussen. Meine Achtung vor den Männern, die monate- und jahrelang in diesen Verhältnissen gelebt hatten, steigert sich noch.

Am Nachmittag fahren wir im Taxi zum berühmtesten Strand Sydneys: Bondi (bondai gesprochen). Ein echter In-Place, es wimmelt vor Menschen. Nur junge Leute, wir sind die einzigen Alten... Es luftet und ist kalt, trotzdem hängen alle in Badehosen rum. Spitzensurfer sehen wir keine, nur Anfänger, aber viele tragen so ein Brett mit sich rum, das macht Eindruck. Aber die Zahl der gutgebauten jungen Männer hält sich in Grenzen. Den Rückweg treten wir per U-Bahn an und schaffen es bis nach Hause. Dabei kriege ich allerdings eins auf den Deckel, als mir im Zug ein freundlicher junger Mann seinen Sitzplatz anbietet... jaja, da muss man durch.

Sonntag, 21. Oktober 2012, Sydney

Unsere MS Volendam ist über Nacht angekommen! Sie liegt im Overseas Passenger Terminal, direkt vis-à-vis des Opera Houses, im Hintergrund die Harbour Bridge. Als erstes fällt uns auf, dass es ein älteres Schiff ist (dabei ist sie Baujahr 1999!). Aber im Vergleich zu den modernen Cruisern wie die Aida-Line wirkt sie altbacken. Aber irgendwie auch eleganter.

Wir deponieren zunächst mal unsere Koffern im Bag Drop Zelt des Passagierterminals und machen uns dann auf ins Rock-Viertel, in die eigentliche Altstadt von Sydney. «Alt» ist allerdings relativ, denn auch die ältesten Bauten haben kaum 200 Jahre auf dem Buckel. Dafür ist die Altstadt in ein unüberblickbares Gewirr von Verkaufsständen umfunktioniert worden, und tausende von Touristen lassen sich davon anlocken. Ein unbeschreibliches Gedränge, als ob morgen



das Shoppen verboten würde. Nichts für mich – mich interessiert mehr die Harbour Bridge. Ich habe gelesen, dass man ihre 90 Meter hohen Pylone besteigen kann. Das tun wir dann auch und genießen eine tolle Sicht auf die Stadt und unsere MS Volendam. So um 15 Uhr checken wir dann im Schiff ein, ohne Warteschlangen, alles easy. Die MS Volendam wird nun für unfassbare 35 Tage unser Heim sein.

Um 18.00 Uhr heisst's Leinen los. Die Ausfahrt aus der Bucht von Sydney ist spektakulär: Abschied von der Harbour Bridge und vom Opera House, und ein sensationelles Abendlicht begleitet uns raus aufs offene Meer.

Montag, 22. Oktober 2012, auf See

Die MS Volendam tuckert bei ruhiger See gemütlich mit 15 Knoten nordwärts mit Ziel Brisbane, bis dort sind es etwa 700 Kilometer, und wir sollten die Stadt morgen früh erreichen. Der Vormittag ist sonnig und angenehm warm, und wir liegen achtern auf Deck 8 und sünneln. Das ist die eigentliche Sensation des Tages, denn von den hundert Liegen sind drei oder vier belegt, der Rest frei... sowas gabs auf der AIDA nicht mal, wenn alle an Land waren. Die Amis, die die Mehrheit auf dem Kahn ausmachen, sind nicht sonnenhungrig, ganz im Gegenteil.

Unsere «Veranda Suite 7044» liegt auf Deck 7 auf der Backbordseite. Das habe ich extra so gebucht, weil die Umrundung der Insel im Gegenuhrzeigersinn erfolgt, man sieht also immer die Landseite. Unser Heim besteht aus zwei Betten und einem kleinen Wohnzimmer mit Sofa. Und natürlich aus einem Balkon, was wir besonders schätzen.

Abends wäre der erste «formal dress evening» (einer von angekündigten sieben, bei denen die Herren mit Anzug und Krawatte zu erscheinen haben, die Damen im Abendkleid), aber wir haben noch keine Lust dazu und bestellen das Essen in die Kabine, danach spielen wir Karten und gehen früh ins Bett, denn morgen steht der erste Ausflug an: In Brisbane werden wir hoffentlich unseren ersten Koala sehen...



Die MS Volendam ist für 1400 Passagiere und 600 Crew ausgelegt und wurde 1999 durch die Holland-America-Line in Dienst genommen. Sie ist 238 Meter lang und von Kiel bis Mast 56 m hoch, Tiefgang 8 Meter. Maximal kann sie 23 Knoten machen, Cruising speed ist 21 Knoten (auf unserer Reise wird sie allerdings etwas langsamer unterwegs zu sein – kostenoptimiert). Ihre Bruttotonnage beträgt 60'900 BRT, Verdrängung 33'872 Tonnen. Pro Kilometer verbraucht sie 173 Liter Dieselöl (!). Da ist ein gewaltiger Tank nötig. Er fasst 3,3 Millionen Liter...

Dienstag, 23. Oktober 2012, Brisbane

Gegen 7 Uhr morgens laufen wir in Brisbane ein, «Brisbie», wie die Australier sagen. Die Fahrt den Brisbane-River rauf zu unserem Anlegeplatz ist keine Offenbarung. Eindrücklich aber, wie sich der Mensch mehr und mehr in dieses Land reinfrisst und zubetoniert, was einst reine Natur war.

Um 08.30 gehts zur Besammlung der Ausflügler ins Theater «Frans Hals». Hunderte wollen zum Koala-Cuddling! In vier Bussen werden wir durch die Stadt gekurvt, echt sehenswert finden wir sie nicht (ein breiter Fluss und viele Vulkankrater). Aber für Architektur interessiert sich eh niemand, – Koalas wollen wir sehen!

Nach einer halbstündigen Fahrt gelangen wir zum «Lone Pine Koala Sanctuary», und da sind sie, unsere Süßlinge. Zuerst müssen wir Schlange stehen, um ein Ticket fürs «Koala-Knutschen inklusive Foto» zu erstehen, dann stehen wir in einer Schlange, um an die Tiere ranzukommen. Eine Tierbetreuerin erklärt jedem Gast, wie er seine Hände auf dem Bauch zusammenhalten muss, damit er einen dieser schläfrigen Bündel richtig an seine Brust nehmen kann. Manchmal zicken die Tiere, aber meiner hatte keine Einwände und drückte seine Nase sanft an mein Kinn. Eine sinnliche Erfahrung. Nach dem Erinnerungsfoto darf man «seinen» Koala noch kurz streicheln, dann ist der nächste Gast an der Reihe. Die armen Viecher, denke ich, die sich den ganzen Tag von diesen Touristen anfassen lassen müssen. Und doch, ich selbst gehöre auch dazu, ich wollte es unbedingt, und es ist auch ein wunderbares Gefühl, diese Kreatur für einen Moment im Arm zu halten. Und für den kleinen Süßling dauert die Prozedur auch nicht den ganzen Tag. Nach einer Stunde ist seine «Schicht» vorbei, und ein Kollege oder eine Kollegin ist an der Reihe. Dann kann er wieder seiner Lieblingsbeschäftigung nachgehen: schlafen.





Nach der «Koala-Fotosession» spazieren wir durch den grosszügig angelegten Park, wo sich Kängurus frei bewegen und absolut keine Berührungsängste den Menschen gegenüber haben. Sie merken auch sofort, wer Futter dabei hat (das man an der Kasse kaufen kann, es sind gepresste Heubällchen) und nähern sich bettelnd. Kängus sind ausserordentlich sanfte Tiere. Sie schlingen das Futter nicht runter, sondern kauen bedächtig, zeigen gegenüber anderen Tieren keinen Futterneid und warten geduldig, bis sie wieder an der Reihe sind. Manchmal packen sie zwar mit ihren Krallen die Hand des Fütternden, aber alles sehr sanft und kontrolliert, nie wild, nie aggressiv. Dem Känguru fühle ich mich noch näher als dem Koala und schliesse es sofort ins Herz. Weil es so sanfte Wesen sind.

Mittwoch, 24. Oktober 2012, auf See



Wie gut, einen Seetag zu haben. Das lässt die Erlebnisse des Vortages wunderbar sinken: Wenn ich die Augen schliesse, sehe ich Koalas und Kängus. Wir dampfen gemächlich gegen Norden, die See ist grau und leicht bewegt, der Kahn schwankt aber nur wenig. Der Himmel ist komplett bedeckt, was der Captain beschönigend mit «partly cloudy» umschreibt, Temperatur 22 Grad. Nicht unangenehm, aber ich stelle mir schauernd vor, wie das wohl wäre, wenn wir das Barrier Reef in diesem Grauton erleben müssten... nicht auszumalen... Noch bleibt ein Tag und eine Nacht... morgen *muss* es dann einfach ein türkis-grünes Meer und blauen Himmel geben. Wir sind ganz aufgeregt – das Great Barrier Reef wartet, von dem wir schon so viele wunderbare Dok-Sendungen gesehen haben...



Donnerstag, 25. Oktober 2012, Hamilton Island, Great Barrier Reef

Im Morgengrauen gehen wir vor Anker. Und müssen feststellen, dass sich der Grauton gehalten hat. Und wo ist es denn nun, dieses sagenhafte Great Barrier Reef? Vom Schiff aus ist da gar nichts zu sehen, nur offenes Meer, um uns rum ein paar Inseln, die zu Hamilton Island gehören. Was soll das?



Aber es kommt noch dicker. Wir müssen uns zusammen mit etwa 150 Ausflugsbuchern um 07.30 Uhr im Saal «Frans Hals» besammeln und nach mühseligen Instruktionen auf das unterste Deck zwängen (inmitten all der übergewichtigen und gehbehinderten Altersheiminsassen), wo wir in einen monströs grossen Katamaran gepfercht werden. Natürlich bekommen wir wieder nur einen drittklassigen Sitz, weil alles schon voll ist, und zudem rückwärts sitzend. Toll, wenn man mehr als zwei Stunden auf offener und ziemlich rauher See verbringen muss - zum Glück haben wir unser Stugeron gegen Seekrankheit geschluckt. Der Kahn bockt ganz böse. Endlos lange dauert die Fahrt zum «Knuckle Reef», das als schönstes Reef dieser Gegend gepriesen wird. Dort findet sich ein grosser Ponton, an dem der Katamaran festmacht. Dazu ein Glasbodenboot und ein so genanntes Halb-U-Boot mit seitlichen Gucklöchern, eine Wasserrutsche und im Ponton selbst ein Unterwasserobservatorium. Von diesem aus sieht man ein paar angefütterte Fische (farblos, grau in grau)... und sonst nichts. Vom U-Boot aus dann ein ebenso farbloses «Korallenriff» in grau-blau, völlig abgestorben. Auf das Glasbodenboot haben wir keinen Bock mehr. Und das soll das Great Barrier Reef sein? Enttäuschte Gesichter rundum.



Ich raffte mich dann doch noch zum Schnorcheln auf, vom Ponton aus. Etwas besser, aber nicht umwerfend, nur ganz wenige farbige (=lebende) Korallen und ein paar kleine Fische. Kein Vergleich mit dem Roten Meer oder den Malediven. Über den Lunch und die fressgeilen Dicken an Bord mag ich mich nicht äussern. Nur darüber, dass ich froh bin, dass wir nach zwei Stunden wieder zurückfahren dürfen. Aber die rauhe See macht die Fahrt zur Tortur, Susi leidet und will von kleinen Schiffen nichts mehr wissen.

Am Abend erfahren wir, dass unsere Route geändert werden muss. Im geplanten Townsville können wir nicht anlegen, weil der Hafen wegen Reparaturarbeiten gesperrt ist. Wir werden also direkt nach Cairns weiterfahren und dafür dort zwei Tage verbringen.

Freitag, 26. Oktober 2012, Cairns



Um 07.00 sind wir im Hafen am braun gefärbten Fluss, der auf der anderen Seite von dichten Mangrovenwäldern eingefasst ist. Im Hintergrund sieht man die Berge im Dunst. Eigentlich haben wir für heute einen Ausflug gebucht: In eben diese Berge, nach Kuranda. Gewitzt von den Blue-Mountain-Erfahrungen sagen wir ab und entschliessen uns, auf eigene Faust loszuziehen. Zudem haben wir immer noch den Great-Barrier-Reef-Frust des Vortages im Leib. Noch sind wir in der Gegend dieses 2300 km langen Riffs. Ob wir von hier aus noch etwas zu sehen bekommen könnten? In der Stadt werden wir fündig: Ein Reisebüro bietet Helikopterflüge an! Das ist unsere Chance, doch noch etwas vom Grossen Riff zu sehen. Wir buchen sofort, bekommen aber erst einen Termin auf den Nachmittag. In der Zwischenzeit bummeln wir an den schönen Promenaden, die Cairns bietet. Alles sauber und sehr gepflegt. Langsam zeigt sich die Sonne, und es ist



warm geworden: 28 Grad! In der Stadt selbst ist nicht viel los und nicht viel zu sehen. Wir warten eigentlich nur noch darauf, dass der Helikopter auch wirklich kommt.

Um 15.00 Uhr ist es soweit. Der Heli holt uns persönlich in Cairns Marina ab, und wir sind die zwei einzigen Fluggäste! Was für ein Kontrastprogramm zum Vortag, wo wir zu 150 in einen Katamaran gepfercht wurden. Der 30-minütige Flug bringt uns nun das Great Barrier Reef doch noch nahe. Dunkelblaue See, türkisfarbene seichte Stellen, Korallen, kleine Sandbänke... absolut traumhaft. Wir fliegen an Green Island vorbei zum Arlington Reef und zum Middle Cay. Die Distanz zum Land beträgt etwa 50 km, wir legen also rund 100 km zurück. Beim Rückflug über die Marina Cairns sehen wir unser Schiff von oben im Fluss.

Das Great Barrier Reef ist für uns gerettet. Aber was ist mit all den anderen Gästen an Bord, die buchstäblich nichts gesehen haben als graues Wasser mit grauen Fischchen und abgestorbenen grauen Korallen?

Samstag, 27. Oktober 2012, Cairns

Zweiter Tag im Hafen. Wir schliessen uns heute wieder einer offiziellen Ausflugsgruppe an, etwas skeptisch zwar, aber diesmal ist es eine kleinere Gruppe, die in einem einzigen Bus Platz findet. Unser Ziel ist der Regenwald nördlich von Cairns, eigentlich ein Naturpark, aber echt gut organisiert. Zuerst besteigen wir 2. Weltkrieg-Amphibienfahrzeuge, mit denen wir unter kundiger Führung durch einen Paul-Hogan-Verschnitt durch den Regenwald und einen See gefahren werden, dann können wir frei durch den Tierpark pilgern, wo wieder Känguruhs offen mit Menschen zusammen sind und nicht in Gehegen. Total entspannte Tiere, die man einfach gern haben muss. Koalas sehen wir auch wieder, diese schläfrigen Kerle, und erfahren auch gleich, warum sie meist dösen: Sie können nur schwer Fett horten und schalten deshalb in den Spargang, um ihre Energiereserven zu schonen.

Dann bekommen wir von **Aboriginies** eine Demo im Pfeil- und Bumerangwerfen geboten, anschliessend zeigen sie auch noch ihre Digeridoo- und Tanzkünste. Schön und gut, aber mir geht durch den Kopf, dass sie damit bloss zementieren, was die Weissen von ihnen halten: dass es Primitive sind. Mit solchen Darbietungen verschaffen sie sich keinen Respekt bei den Eindringlingen, die ihr Land gestohlen und sie bis 1967 wie Tiere gehalten haben. Bis heute haben sie es nicht geschafft, wirklich anerkannt zu sein. Sie sind in ihrem eigenen Land geduldet und müssen froh sein, wenn man ihnen die elementarsten Menschenrechte zugesteht.

Im Anschluss an die Show spreche ich mit einem von ihnen. Er lebt tatsächlich noch in den Regenwäldern nördlich von Cairns. Er erzählt, dass die jungen Aborigines frei entscheiden können, ob sie das Leben ihrer Vorfahren annehmen oder in die Stadt ziehen und dort wie die Weissen arbeitend ihr Brot verdienen wollen (so sie denn einen Job bekommen). Mein Gesprächspartner hat sich im Prinzip für das einfache Leben mit Jagen und Fischen entschieden, aber «wenn wir nichts fangen, dann gehen wir halt zu McDonalds». Diese Option hatten seine Grosseltern nicht.

Sonntag, 28. Oktober 2012, auf See

Feueralarm! Mit schrillen Signaltönen werden wir um 05.35 aus dem Schlaf gerissen. Auf Deck zwei hat sich Rauch entwickelt. Die Stimme des Captains kommt mehrmals durch die Lautsprecher: «Gäste von Deck 2 und 3 müssen ihre Kabinen verlassen!». Sie werden ins Atrium evakuiert. Zuerst weiss niemand, woher der Rauch stammt. Nach einer Viertelstunde scheint die Ursache gefunden, es wird Entwarnung gegeben, die Leute dürfen wieder in ihre Kabinen zurück. Wir dampfen weiter gegen Norden in Richtung Cape York. Es ist brütend heiss geworden. Auf dem Sonnendeck liegt niemand mehr. Auf dem Balkon unserer Kabine ist es angenehm, hier gibt



Der Trugschluss. Jeder kennt das Great Barrier Reef – aus dem Fernsehen. Da sieht man Bilder aus dem Weltall, sieht, dass das Riff 2300 Kilometer lang ist. Dann werden einem die schönsten Dok-Filme gezeigt, mit farbigen Korallen und bunten Fischen. Toll aufgenommen – mit Taucherlampen, damit die Farben leuchten. Dass viele Korallen schon tot und die Riffe 50-100 km vom Land entfernt sind, realisiert man nicht. Auf den Malediven schwimmt man vom Hotel zum Riff raus, hier nicht. Hier braucht man ein Schiff und 1-2 Stunden Zeit, bevor man was findet. Oder einen Helikopter, um sich das Ganze von oben anzuschauen. Fantastischer Trugschluss.



es Schatten. Die Fahrt zum nördlichsten Punkt Australiens und zur Einfahrt in die Torres Strait dauert länger als erwartet. Erst um 15.30 Uhr sind wir «oben». Und welche Landzunge nun das echte Cape York ist, erschliesst sich uns nicht, es gibt so viele vorgelagerte kleine Inseln. Auf jeden Fall fahren wir ab etwa 17.00 direkt in die Sonne, will heißen nach Westen, Ziel ist Darwin.

Dienstag, 30. Oktober 2012, auf See

Der dritte Tag hintereinander auf See. Nichts mehr zu sehen von hübschen Inselchen und Riffen, nur noch Wasser rundum. Wir «segeln» im riesigen Golf von Carpentaria (so gross, dass man die Schweiz ein paar Mal hier reinpacken könnte...), direkt nach Westen. Darwin ist noch etwa 800 km entfernt. Es ist richtig heiss geworden, so heiss, dass man nicht mehr an die Sonne liegen kann auf Deck. Und wenn man aus der klimatisierten Kabine auf den Balkon tritt, läuft die Brille an... kein Klima, um hier zu leben zu müssen.

Am Nachmittag besuchen wir ein Lektorat über **Captain William Bligh** (Meuterei auf der Bounty), sehr interessant. Es geht um die Frage: Captain Bligh «rogue or hero?». Aus nautischer Sicht war er sicher ein Hero, als er vom Meuterer Christian Fletcher mit 18 Männern in einer Nusschale dem Meer übergeben wurde und er es mit dieser schaffte, 3600 km über den Pazifik nach Indonesien (Kupang) zu segeln. Von dort aus gelangte er in einem holländischen Postschiff wieder in seine englische Heimat. Er wurde später sogar Gouverneur von New South Wales.

Unser Highlight des Tages auf Deck 8 in der Poolbar: Ein Kellner nimmt unsere Bestellung für zwei Long Drinks auf, ein paar Minuten später kommt eine Kellnerin mit unseren Drinks, zielstrebig an unseren Tisch. «Was hat Ihr Kollege gesagt, wem Sie die Drinks bringen sollen?», frage ich. Antwort: «Dem jungen Paar da hinten»... So läuft das auf einem Schiff, bei dem die Mehrheit aus über 80-jährigen besteht...

Mittwoch, 31. Oktober 2012, Darwin

Um 10.00 sind wir fest in Darwin. Erster Eindruck: Eine grässliche Hitze und Feuchte - diesen Eindruck hatten wohl auch die Siedler, die versuchten, sich hier niederzulassen. Dazu kamen damals noch Malaria und massenhaft Krokodile, kein einladender Ort. Die Stadt wurde deshalb auch erst sehr spät gegründet (1869) und nach Charles Darwin benannt, der mit seinem Schiff «Beagle» 1839 hier war.

Die Stadt entpuppt sich zwar als grosszügig angelegt mit zahlreichen Grünzonen voller tropischer Pflanzen, alles sehr sauber und gepflegt, mit wenig Menschen und kaum Verkehr, mit vielen schönen Häusern und frei von Wolkenkratzern – aber der Funken springt nicht über. Es fehlt der Charakter, irgendwie. Zudem ist alles topfeben, es erinnert an ein abgespektes und eingeschlafenes Florida. Ein gewachsener Stadtkern fehlt völlig, die Stadt wirkt wie neu – und das ist sie auch: 1974 wütete hier ein Hurrikan vier Stunden über der Stadt und machte sie dem Erdboden gleich. Alles musste komplett neu aufgebaut werden.

Die MS Volendam ist nur ein paar Stunden hier (von 10.00 bis 19.30 Uhr), und so haben uns für einen Ausflug zum Adelaide-River entschieden, wo es «**jumping crocodiles**» geben soll. Massenhaft, wie es im Prospekt heisst. Nach eineinhalb Stunden Busfahrt durch langweiliges, flaches Buschland startet die «Jumping Crocodile Cruise» auf einem Touristenflussboot. Es dauert und dauert, bis wir von den «massenhaft» vorkommenden Crocs eins zu Gesicht bekommen. Ein ziemlicher Brocken, etwa 3-4 Meter lang. Es nähert sich auf dem braungelben Fluss unserem Schiff, weil es weiss, dass es hier gratis Fleisch gibt. Aber zum «jumpen» ist ihm gerade nicht zu mute, es verschmäht lieber den Bissen. Eine Viertelstunde später ein zweites Tier, noch mächtiger. Dieses lässt seinen massigen Körper in die Luft schnellen, um ans Fleisch zu kommen. Alles läuft blitzschnell ab, zum Glück gibt es bei der Kamera die Einstellung «Seriebilder», so besteht die Chance, etwas zu erwischen. Ein weiteres Tier besucht uns noch, aber diesmal auf der anderen Seite des überfüllten Schiffes. Wir hören die Kameras unserer Kollegen klicken, sehen diesen Sprung aber nicht. Dann cruisen wir etwa eine halbe Stunde weiter auf dem Fluss rum, doch es zeigt sich kein Schwanz mehr. Naja, wir haben ja zwei schöne Exemplare gesehen. Und «unser» Jump war wirklich spektakulär.

Donnerstag, 1. November 2012, auf See

Seetage in der Timorsee in Richtung Komodo (Indonesien). Die MS Volendam läuft mit halber Kraft, etwa 10 Knoten, auf spiegelglatter See. Das hat seinen Grund: Die Reederei muss zwei Seetage rausschinden. Wenn sie wollte, könnten wir locker schon morgen auf Waransuche gehen... Es stört sich allerdings niemand daran – wir auch nicht. Seetage sind Relaxstage, man kann das Gesehene verarbeiten und neue Pläne schmieden. Susan, die kanadische Chefreiseführerin, referiert über die nächsten «Ports of call». Nach Indonesien werden wir wieder auf australischem





Matthew Flinders, der als Erster Australien umsegelte (1801-1803)



Boden anlanden: Exmouth, Perth, Albany, Esperance, Port Lincoln, Adelaide, Kangaroo Island. Interessante Tipps: In Esperance soll es eine «Lucky Bay» geben, auf der sich Kängus tummeln. Und in Port Lincoln soll man mit Thunfischen schwimmen können! Das buchen wir natürlich zusätzlich zu den bereits getätigten Ausflügen.

Dann benutzen wir den freien Tag, um das Innenleben des Schiffes zu fotografieren, und anschließend tun wir etwas für unsere Fitness im Gym. Die vielen Vollgefressenen und Unförmigen an Bord bieten Motivation genug.

Heute ist der zweite «formal dress evening». Den ersten haben wir ausgelassen und in der Kabine gegessen. Diesmal kneifen wir nicht, stürzen uns in Schale und dinieren gediegen im Restaurant «Rotterdam».

Freitag, 2. November 2012, auf See

Noch ein Seetag. Wir sind südlich der indonesischen Insel Timor und cruisen mit 11 Knoten – aufreizend langsam. Wären wir mit normalen 20 kn unterwegs, hätten wir wenigstens ein bisschen Fahrtwind an Deck, aber so ist und bleibt die Hitze unerträglich. An der Sonne ist es sowieso nicht auszuhalten, aber auch wenn man auf Deck ein wenig Schatten finden sollte, wird es kaum besser, – die Luft ist erstickend. Und das Schwimmbad (Salzwasser) bringt kaum Kühlung, es hat Badewannentemperatur...

Erträglich ist es nur noch in der klimatisierten Kabine. Ich lese im Buch von **Matthew Flinders «Die erste Umsegelung Australiens»**. Diese fand in den Jahren 1801 bis 1803 statt und diente der Erforschung und der Kartographierung des damals noch grösstenteils unbekanntem Kontinents. Man kann diesen Männern nur den höchsten Respekt zollen. Im Kapitel «Von Arnhemland nach Timor» beschreibt Captain Flinders die Gegend, in der wir zurzeit kreuzen. Dabei gingen seine Männer der «HMS Investigator» überall an Land und setzten sich sämtlichen Gefahren wie Malaria und feindlich gesinnten Eingeborenen aus. «Die Hitze war zum Ersticken, und die Moskitos gestatteten keinen Augenblick Ruhe»... «Alle meine Gefährten waren durch die Hitze und Feuchtigkeit, durch starke Ermüdungen und durch Mangel an nährenden Substanzen geschwächt. Ich selbst war wegen der skorbutischen Geschwüre an den Füßen unfähig, auf den Mastkorb zu steigen oder Expeditionen im Boot zu machen»... Über Kupang (Timor) schreibt er: «Nach dem Aussehen der Leute hier zu urteilen, ist das Klima hier nicht gut. Selbst im Vergleich zu uns, die wir doch bedeutend gelitten haben, sahen sie wie Kranke aus». Auf der Rückreise entlang der australischen Nordküste versuchte Flinders auf der Insel Goose Bay Gänse zu fangen, um seine Mannschaft mit frischem Fleisch zu versorgen, was aber misslang. Ein Dutzend seiner Männer litten an Ruhr. «Hier starben Herr Charles Douglas, mein Bootsmann, und William Hillier, einer meiner besten Leute, an der Ruhr. Dann verloren wir James Greenhalgh, den ich herzlich bedaure, und am 2. Juni den Quartiermeister John Draper, einen der ordentlichsten Leute an Bord. Es schien die Ruhr gerade den schätzbarsten Teil der Schiffsmannschaft hinzuraffen».

Auf der MS Volendam leiden wir wenig Not, und Skorbut ist kein Thema. Gesundes (und weniger gesundes) Essen gibt es 24 Stunden auf 24, die Moskitos können uns nichts anhaben, und wenn die Hitze unerträglich wird, ziehen wir uns die gekühlten Kabinen zurück – was für ein Segen gegenüber der Schifffahrt vor 200 Jahren...

Samstag, 3. November 2012, Komodo (Indonesien)

Wir fahren kurz nach 6 Uhr in die Slawi Bay ein und gehen dort vor Anker. Die Tenders (unsere Rettungsboote, es sind komfortable, breite Katamarans für 90 Personen) werden bereit gestellt, während sich die Ausflügler im Frans Hals Theater versammeln und darauf warten, in Gruppen abgerufen zu werden. Ungewöhnlich ist heute, dass nur Personen an Land gehen dürfen, die eine Exkursion gebucht haben. Wir haben. Und zwar die aufregendste: Zu den **Komodo-Drachen**. Diese lebenden Fossilien kommen nur noch auf ein paar indonesischen Inseln vor, am meisten davon leben auf Komodo – hier soll es noch 2300 Exemplare geben.

Lange haben wir uns im Vorfeld überlegt, wie die Begegnung mit diesen Tieren wohl ablaufen würde. Da sie als sehr gefährlich gelten, war die Frage: Wer wird im Gehege sein, die Drachen oder wir? Werden wir sie vielleicht nur vom Fahrzeug aus sehen? Oder gar nicht, weil sie sich im Busch verstecken? Oder wird es wie im Zoo sein?

Die Antwort: Es ist kein Zoo, es gibt keine Fahrzeuge, und niemand ist im Gehege, weder die Viecher noch die Besucher – man teilt sich das Terrain. Die Touristen spazieren auf einem schmalen Trampelpfad durch den Busch des Komodo National Parks, geführt von einem Ranger und zwei Hilfskräften, die nur mit einem Stock ausgerüstet und sonst unbewaffnet am Anfang und am Ende der etwa 20-köpfigen Gruppe mitgehen. Es ist brütend heiss, und es herrscht absolute Stille. Alle halten gebannt Ausschau – wo versteckt er sich? Taucht er plötzlich auf und greift



uns an? Nichts von alledem. Schon nach wenigen Minuten sichten wir das erste Exemplar, zwar noch ziemlich versteckt im Gebüsch, aber immerhin, jetzt wissen wir, dass es sie gibt. Es ist ein Männchen, das den Kopf nach uns ausstreckt. Menschen sind für die diese Tiere aber nichts Ungewohntes und schon gar keine Bedrohung.

Der Komodo-Waran kann bis 3 Meter lang werden und 70 kg schwer. Damit ist er die grösste Echse des Planeten. Er hat schon vor 130 Millionen Jahren auf der Erde gelebt, galt aber in jüngster Zeit als ausgestorben, bis man ihn hier auf Komodo «wiederentdeckt» hat. Im Nationalpark ist er nun geschützt, und der Park selbst ist seit 1991 ein UNESCO World Heritage.



Zusammen mit den Waranen leben auch – ebenso frei und zusammen mit den Besuchern – Hirsche (gesehen), Wildschweine (nicht gesehen) und andere Beutetiere für den Waran. Die Komodo-Dragons fressen allerdings nur selten, vielleicht einmal im Monat, aber dann richtig, denn sie können aufs Mal etwa 70% ihres Körpergewichtes verschlingen. Sie sollen zwar etwa 20 km/h schnell rennen können, sind aber damit gegen die Hirsche chancenlos. Also legen sie sich gut getarnt an ein Wasserloch und warten dort geduldig.

Die grössten Exemplare finden auch wir am «Wasserloch», das aber zurzeit ausgetrocknet ist. Zwei respektable Gesellen, es sind Männchen, heben kurz den Kopf und begutachten uns. Einer von ihnen sabbert ganz schön - ob ihm wohl beim Gedanken an ein zartes Menschenfilet schon das Wasser im Munde zusammenläuft? Theoretisch könnten sie einen Menschen töten und verschlingen, aber ob das je vorgekommen ist, weiss man nicht so genau, trotz der darüber kursierenden Geschichten. Wir haben jedenfalls nicht den Eindruck, dass die Tiere so gefährlich sind, wie es immer heisst. Wahrscheinlich steckt da etwas Marketing dahinter.



Sicher ist hingegen, dass es ein starkes Gefühl war, diesen Drachen so nah zu sein, und dann noch auf ihrem Terrain, nicht im Zoo. Was wohl los sein würde, wenn mal einer auf die Besuchergruppe losgehen würde? Wir haben das nicht erlebt, und das ist vielleicht gut so.

Der Rundgang durch den Park dauert rund eine Stunde, und das Gelände erinnert uns stark an Galapagos, als wir auf der Suche nach den dortigen Echsen (kaum ein Drittel so gross) und den Schildkröten waren. Es ist sehr heiss, aber in den frühen Morgenstunden noch nicht so feucht, also noch einigermaßen erträglich.



Am Schluss des Rundgangs wartet die übliche Händlerschaft, ziemlich aufdringlich. Sie verkaufen nur wenig und schreien verzweifelt jeden an, der vorbei geht. Kleine und riesige Warane aus Holz, Souvenirs jeder Art. Ich bin bereit, ein T-Shirt mit Komodo-Dragon-Sujet zu kaufen, doch die Händler verstehen nicht, dass mir das angebotene «S» zu klein ist – und die passende Grösse gibt es nicht. Schade, wäre ein schönes Andenken gewesen.

Nach knapp drei Stunden gehts zurück im Tender zur MS Volendam, die in der Bucht vor Anker liegt. Zurück in der Kabine, hören wir Kinder «Money, money» schreien. Es sind Buben in einfachen Einbäumen, die um unser Schiff kurven und hoffen, dass ihnen die Leute was runterschmeissen. Einige werfen Orangen, wir senden eine «Flaschenpost» nach unten mit zwei Dollar drin, und die Boys quittieren das mit «good». Obs «good» war, weiss ich nicht so recht. Sicher war es eine Symbolhandlung für reich und arm. Wir auf dem Luxusdampfer, die Kinder, die kaum eine Zukunft haben, bettelnd am anderen Ende der Skala. Ich verscheuche die unbequemen Gedanken mit der Ausrede, dass ich nicht zuständig bin für das Elend der Ärmsten in Indonesien.



Um 14.00 lichten wir bereits die Anker und dampfen in Richtung Lombok, zu unserer zweiten geplanten Indonesien-Station.

Sonntag, 4. November 2012, Lombok (Indonesien)

In den Hafen von Mataram (Hauptstadt von Lombok) können wir nicht einlaufen, ungenügend Wassertiefe. Also ankern wir in der Bucht und lassen uns mit den Tendern an Land bringen. Soweit der Plan. In der Praxis sieht das so aus, dass um 8.30 Uhr dreihundert Passagiere im Sammelraum (Frans Hals Theater) auf grünes Licht warten, um in eines der vier bereitgestellten Lifeboats zu steigen. Das grüne Licht kommt aber nicht, da zweimal hintereinander ein Fall von «medical care» eintrifft: Jemand braucht dringend medizinische Hilfe und muss an Land gebracht werden. Je zweimal 20 Minuten und wieder zurück. Warum man «unsere» vier Tenders dafür verwendet und nicht zwei mehr zu Wasser lässt, wo doch 12 davon zur Verfügung stehen, erschliesst sich uns nicht. Jedenfalls warten und warten wir. Mit eineinhalb Stunden Verspätung gehts dann endlich los. Den Hafen von Mataram gibts eigentlich gar nicht, es ist nur ein Steg in einer Bucht. Dort landen wir mit den Tendern an und werden von einem Musikcorps mit Pfeifen und Trommeln empfangen. Lombok tut alles, um den Tourismus anzukurbeln. Die Insel liegt nur 3 Bootstunden von Bali entfernt, und von diesem möchte man Gäste abwerben. Dass das nicht leicht werden wird, erkennen wir schon nach kurzer Fahrt im Bus. Erstens wirkt alles furchtbar ärmlich, heruntergekommene Häuser, Müll soweit das Auge reicht. Mataram ist eine Dreckstadt.





Und zudem ist es unerträglich heiss und stickig. Wir wissen zwar nicht, wie die Strände aussehen, die allenfalls Bali Konkurrenz machen könnten, aber in dieser Stadt will wohl kaum jemand Ferien machen.

Für uns hat man ein Programm **«Highlights von Mataram»** zusammengestellt. Das klingt vielversprechend. Effektiv handelt es sich dann einmal mehr um einen Touristennepp: Erster Stopp beim Markt, der keiner ist, sondern ein Konglomerat von Souvenirläden mit Waren, die niemand kauft: Holzmasken, Sarongs, kopierte DVDs von amerikanischen Filmen, Salbungsole, Armringe und -Kettchen und so weiter. Und die aufdringlichen Händler sind so nervend, dass man nur eines im Kopf hat: Flucht zurück in den Bus. Der nächste Stopp ist insofern besser, als hier keine nervtötenden Strassenhändler sind: im Pearlshop. Weisse und schwarze Perlen für den Hals, fürs Ohr und weissichwas. Interesse null, von unserem Bus kauft keiner was und wir ziehen wieder ab. Dann das dritte «Highlight»: das Museum. Wer will jetzt in ein Museum! Wir gehen da rein in der Hoffnung, dass es dort wenigstens kühl sein könnte, aber weit gefehlt. Hier ist es noch stickiger als draussen, also ist auch dieser Aufenthalt ziemlich kurz und ein veritabler Flop. Draussen warten schon wieder die Händler, die man nur los wird, wenn man grob unhöflich ist. Das wollen wir eigentlich nicht sein, es ist aber das einzige Rezept...

Viertes Highlight ist dann der hochgepriesene alte Hindu-Tempel, der 1740 von den Balinesen hier errichtet wurde. Er passt prächtig zur Stadt: Halb zerfallen, verkommen, ungepflegt und alles andere als attraktiv. Da haben wir schon viel Schöneres von den Hindus gesehen. Dass der Tempel, der einst für Shiva und Brahma gebaut wurde, nicht gefördert wird, versteht man erst im Zusammenhang: Auf Lombok wird alles in Richtung Islam gepusht. An jeder Ecke, sogar auf einsamen Landstrichen, wo weit und breit kein Haus steht, wird eine Moschee nach der anderen gebaut. Das Volk im Sumpf, die Religion im Prunk – wie bei uns vor 500 Jahren. Noch sieht man nur wenige Frauen mit Kopftuch, aber das wird nur eine Frage der Zeit sein – die Weichen zum Islam sind unverrückbar gestellt. Zumal Indonesien mit seinen rund 230 Millionen Menschen schon heute aus 86% Moslems besteht. Da fragt man sich, wie lange es wohl dauern wird, bis die anderen Religionen weggefegt sind. Ob wohl Bali dieses Schicksal auch erleiden wird?

Die fünfte Station ist eigentlich die beste des Tages: Der Hafen von Mataram. Die Rückführung zum Schiff mit den Tendern erfolgt zügig, und alle geniessen das Gefühl, «nach Hause» aufs Schiff zu kommen. Und auch wir freuen uns, dass unser nächstes Ziel Australien heisst. Das ist schon fast ein Heimatgefühl.

Nur: Mit dem um 17.00 Uhr geplanten Auslaufen wird vorerst nichts. Kaum ist das Schiff in der Bucht gedreht, kommt die inzwischen schon gut bekannte Meldung «medical care». Wieder muss jemand mit dem Tender an Land gebracht werden, weil er auf der MS Volendam offenbar nicht behandelt werden kann. Wahrscheinlich die unerträgliche Hitze des Tages. Und da sich so viele dicke Ü80 an Bord befinden, ist das kein Wunder.

Wie lange wir in der Bucht bleiben müssen, weiss niemand. Aber immerhin verschafft uns dieses Vorkommnis das Vergnügen, das Gestöhne der Muezzins vom nahen Land mit anhören zu dürfen.

Es war ein aufschluss- und lehrreicher Tag: Wir wissen jetzt definitiv, dass wir nie mehr nach Indonesien reisen müssen. Eigentlich eine preiswerte Erfahrung: der Ausflug hat nur 200 \$ gekostet.



Indonesien besteht aus 17'000 Inseln, ist flächenmässig 50mal grösser als die Schweiz und hat rund 230 Mio Einwohner, davon 86% Muslime. Lombok wird auch «Insel der 1000 Moscheen» genannt – wir wissen jetzt, warum. Im frühen Mittelalter waren hier die Menschen Animisten und glaubten, mit den Geistern im Kontakt zu stehen – zumindest die Priester. Im 14. Jahrhundert wurde die Insel durch den König von Java besetzt, der den Hinduismus und den Buddhismus auf die Insel brachte. Zwei Jahrhunderte später kam ein gewisser Sunan Praten nach Lombok und führte den Islam ein, indem er den hiesigen König bekehrte. Das Volk zog gehorsam mit. Bestes Argument für den Islam war, dass «vor Allah alle gleich» sind.

Allerdings blieb das alte Kastensystem erhalten, der Nutzen der neuen Religion für das Volk war also mehr als bescheiden. Wenn zum Beispiel ein Mann einer höheren Kaste angehört und eine Frau niedrigeren Ranges heiratet, so steigt nicht etwa die Frau mit dem Mann in die höhere Kaste auf, sondern der Mann mit der Frau in die tiefere ab...

Obwohl in Lombok der Islam dominiert, sind immer noch die alten Regeln der Holländer in Kraft, was die Wochenordnung angeht. Der Sonntag ist nach wie vor der arbeitsfreie Tag der Woche, wie in Europa. Die Unabhängigkeit von Holland wurde bereits 1945 erreicht.



Montag, 5. November 2012, auf See

Auf See, erstmals in südlicher Richtung dampfend, auf die Westseite Australiens hin – Ziel ist Exmouth. Irgendwann gestern Abend haben wir nach dem «medical-care-Zwischenfall» die Anker gelichtet. Was mit dem Patienten geschah, wissen wir nicht, auch nicht, ob er wieder an Bord ist.

Gegen Süden fahren bedeutet, dass wir jetzt von der Morgensonne geweckt werden (unsere Kabine 7044 liegt auf der Backbordseite). Die See ist etwas rauher geworden, der Wind weht mit 38 Knoten. Das Schiff liegt aber nach wie vor angenehm ruhig im Wasser. Die Temperatur ist bereits merklich gesunken, kein Leiden mehr (!), der Himmel ist «partly cloudy» und an an Deck bläst es schon ganz beträchtlich, aber die Luft ist schön warm.



Abends ist wieder «formal dress» angesagt. Wir dinieren gediegen im Rotterdam. Das Essen „surf&turf“ (Lobster tail und Filet vom Beef) ist exzellent.

Dienstag, 6. November 2012, auf See

Noch ein voller Seetag, bevor wir wieder Land sehen. Wir fahren jetzt im Indischen Ozean im Westen Australiens und sind um Mittag noch etwa 270 Seemeilen von unserem nächsten Hafen entfernt: Exmouth. Der Wind hat zugelegt, die See zeigt Gischtkrönchen, und der Kahn beginnt sich etwas zu bewegen, aber noch nicht dramatisch. Zudem ist es jetzt deutlich kühler geworden. Aber erstmals seit wir unterwegs sind: stahlblauer Himmel, weit und breit keine Wolke.



Abends vergnügen wir uns im Crow's Nest (sprich: croww) auf Deck 9 bei einem ganz speziellen Anlass: dem «Aussie-Sing-a-long». Geführt vom allseits beliebten und witzigen Piano-Man Glenn-Michael haben sich eine Ladung Australier versammelt und singen aus voller Brust mit – und wir als einzige Aliens mittendrin. Zum Glück bekommen wir die Texte auf Papier geliefert, so verstehen wir wenigstens ein paar Dinge. Beim Nur-Zuhören sind wir völlig chancenlos, etwa so wie damals in Schottland. Die Aussies geben sich kein bisschen Mühe, Englisch zu sprechen, sie bleiben auch bei einer Konversation mit uns konsequent bei ihrem Dialekt. Aus einem mate wird ein mait, aus einem day ein dai (geflügeltes Wort: When did you arrive? I came to-day...– ausgesprochen allerdings wie I came to die...).

Am Singabend werden wir von einem urchigen 150-kg-Aussie «betreut», der uns die wichtigsten australischen Spezialausdrücke zu erläutern versucht, allerdings in seiner Sprache, so dass wir auch von den Erklärungen nur teilweise einen Nutzen ziehen können. Immerhin bekommen wir beispielweise beim Song «We're happy little Vegemites» mit, was das überhaupt ist. Wie banal: Es ist ein Brotaufstrich, «proudly made in Australia since 1923» heisst es auf der Verpackung. Und der Song geht so: We're happy little Vegemites, as bright as bright can be, - We all enjoy our Vegemite for breakfast luch and tea - Our mummy says we're growing stronger ev'ry single week - Because we love our Vegemite, we all adore our Vegemite it puts a rose in ev'ry cheek...

Hauptthema unter den Aussie-Songs ist allerdings das Bier. Im Song «Duncan» lautet die erste Zeile jeden Verses

I love to have a beer with Duncan...

I love to have a beer with Colin...

I love to have a beer with Patrick...

I love to have a beer with Robert... und so weiter,



und dazu wird erwähnt «we drink in moderation», «we drink at the town and country, where the atmosphere is great...» und endet dann mit dem Satz «I love to have a beer with.... cause ... is me mate», gefolgt von einem zackigen hoi!

Einen altbekannten Song treffen wir auch an (jenen, den wir von Irland her kennen): «A pub with no beer». Er scheint ein bisschen auf Aussie getrimmt worden zu sein, aber das Wesentliche bleibt wie im Original, dass es nichts Schlimmeres gibt als ein Pub ohne Bier...



Beim berühmtesten aller australischen Songs um die «Waltzing Matilda», die weder mit einem Walzer noch mit einem Mädchen zu tun hat, sondern mit dem Bündel auf dem Rücken, den ein Swagman (Vagabund, Herumstreicher, Wanderer, ein aufgestellter Typ) mit sich trägt. Waltzing stammt wahrscheinlich vom deutschen Ausdruck «auf der Walz». Das Lied, das sowas wie die inoffizielle australische Nationalhymne geworden ist, hat seinen Ursprung in den Auseinandersetzungen zwischen der Regierung und den Gewerkschaften und den daraus resultierenden Streiks um 1890.

Was auffällt: Die Aussies sind viel patriotischer als wir, als wären sie geprägt von der harten Arbeit, die der Aufbau eines Landes und einer Nation mit sich bringt. Wir Schweizer haben das schon längst hinter uns und vergessen. Und das Singen auch. Schade.



Mittwoch, 7. November 2012, kein Land in Sicht!

Halbzeit! Seit zweieinhalb Wochen sind wir unterwegs, zweieinhalb Wochen bleiben noch... Am Morgen werden wir allerdings wieder durch die Stimme des Kapitäns geweckt: Rauhe See herrsche (Wind 50 Knoten, Wellenhöhe 2.5 m) und wir könnten deshalb mit den Tendern nicht an Land fahren, weil das ein «hard ride» werden würde und die Sicherheit vorgehe. Also nichts mit dem Ausflug in Exmouth, wir wollten zum Yardie Creek, wo es eine tolle Schlucht geben soll. Kein Glück. Die MS Volendam fährt zwar nach Exmouth, kehrt aber um und geht auf Kurs Fremantle/Perth.



Wir werden also volle vier Tage am Stück auf dem Meer sein, das ist schon etwas sehr lang. Zumal die See jetzt ziemlich rauh geworden ist und es an Deck unangenehm bläst. Es ist kühl geworden und wir können bereits unsere Fleecejacken aus dem Schrank nehmen. Was für ein Kontrast zu Lombok!

Rough Sea! **«Rocking and rolling with the motion of the ocean»**, mit dieser Durchsage umschreibt die Tourdirektorin des Schiffs den beginnenden neuen Tag, Donnerstag, 8. November. Draussen tobt die See. Es ist zwar kein ausgewachsener Sturm, aber die Wellen haben nun schon eine beträchtliche Kraft und lassen das Schiff tanzen. Uns geht es gut, trotzdem.

Freitag, 9. November 2012, Fremantle/Perth



In den frühen Morgenstunden cruisen wir der Küste in Richtung Fremantle/Perth entlang. Im Dunst zeigen sich ein paar Wolkenkratzer, und wir fragen uns, ob das schon Perth sein könnte. So ist es! Es ist zwar keine überwältigende Skyline, nur ein paar Hochhäuser in einer Distanz von etwa 20 bis 30 km. Dann kommt Fremantle in Sicht, künstliche Hafenmole, Leuchtturm, und dann biegen wir in den Hafen ein. Ein riesiges weisses Schiff liegt auf der Containerseite, und es hat eine Form, wie ich es noch nie gesehen habe. Mit hunderten von «Kabinen», aber alle offen... Was könnte das nur sein? Des Rätsels Lösung: Es ist ein Schaftransportschiff! Mit zigtausenden von Schafen an Bord. Ihre erste Reise auf See, und sicher die letzte, denn die Fracht ist für Singapore bestimmt.



Um 10.00 Uhr sind wir fest. Da wir einen Ausflug um 12.30 Uhr gebucht haben (Swan River Tour und Perth), haben wir noch Zeit, schon vorher an Land zu gehen und die ersten Eindrücke von Fremantle zu erhaschen. Wir spazieren zur Railway Station und zum Ferryhafen und stellen fest, dass man von hier aus locker mit der Bahn oder mit dem Schiff nach Perth reinfahren kann, das etwa 25 km von hier aus entfernt ist. Erster Eindruck: Ein hübsches Städtchen, das noch zahlreiche «alte Bauten» (19. Jahrhundert, die Stadt wurde erst 1829 gegründet) gut erhalten zeigt. Diese sind sehr sorgfältig gepflegt. Wir nehmen uns vor, Fremantle am zweiten Tag zu Fuss zu erkunden.



Der **Swan River** schlängelt sich mäandernd nach Perth hoch, und unterwegs sehen wir die tollen Villen und die tausenden von Yachten und Booten entlang des Flusses, der weiter oben zum See wird. Eine wunderbare Wohngegend, und wenn man weiss, dass hier die meisten Sonnenstunden des ganzen Kontinentes gemessen werden, wird schnell klar, warum sich die Leute hier wohlfühlen. Und im Swan River sehen wir unseren ersten Delphin!



Inzwischen kommt die Stadt Perth in Sicht, jetzt sieht man die moderne, weltstädtische Silhouette. Das Touristenschiff legt beim Bell Tower an, und von hier aus ginge unsere Sightseeing per Bus weiter. Uns graust davor. Wir verlassen die Gruppe und gehen zu Fuss weiter. Zuerst besteigen wir den Bell Tower, der ist allerdings nicht sehr hoch, und man sieht nicht viel mehr als von unten. Schliesslich buchen wir einen Hop-on-hop-off-Bus und lassen uns so die Stadt näherbringen. Viel angenehmer bei offenem Top als in einem klimatisierten Bus mit grauen Scheiben. Davon haben wir jetzt genug gehabt.

Perth zeigt sich als sehr gepflegte Stadt mit vielen Hochhäusern und dazwischen immer wieder mal «alten» Bauten (errichtet nach 1850), die sich wunderbar einfügen und der Stadt einen speziellen Charme verleihen. Durch seine Lage am Swan River und am Swan Lake wirkt sie offen und sehr sympathisch, von vielen Parks mit exotischen Blumen und Palmen durchsetzt.



Die eineinhalbstündige Busreise führt uns auch in die Aussenbezirke, die ohne Charme sind – wie in jeder Grosstadt. Hotels, Motels, Gasstations. Der Verkehr ist viel moderater als in Sydney. Dann fahren wir auf den einzigen Hügel der sonst sehr flachen Stadt und durch den Kings Park, der ein weitläufiger botanischer Garten ist. Von dort hat man eine prächtige Aussicht auf die Stadt.

Abends fahren wir im Stossverkehr mit der öffentlichen Bahn nach Fremantle zurück. Es fällt auf, wie freundlich die Leute sind – auch unter einander, nicht nur gegenüber Fremden. Echt sympathisch. Ein Mann, der erkennt, dass wir uns nicht auskennen, erklärt uns unaufgefordert, wie wir mit dem Zug nach Fremantle zurückkommen. Hier fühlt man sich gut.



Samstag, 10. November 2012, Fremantle

Wir haben noch einen vollen Vormittag, um die Hafenstadt weiter zu erkunden – zu Fuss und individuell. Auf einen organisierten Ausflug verzichten wir lieber. Wir spazieren zur Town Hall und von dort zum Fremantle Prison. Die Führung durch das Gefängnis ist sehr interessant. Es wurde 1850 durch englische Sträflinge erbaut und soll das einzige noch erhaltene Gefängnis von ganz Australien sein, das von Sträflingen erbaut wurde – deshalb ist es auch ein UNESCO-Welterbe und praktisch ein Museum.

Fremantle wurde 1829 von 69 Siedlern gegründet, die fast zwanzig Jahre lang versucht haben, das Land zu bebauen. Es gab keine Strassen, keine Brücken, dafür Sumpf und Mücken. Als die Siedler erkannten, dass sie hier nicht auf einen grünen Zweig kommen, ersuchten sie die britische Regierung um Hilfe. Man sandte ihnen zunächst 75 Sträflinge zur Unterstützung, und in den kommenden Jahren folgten weitere 9'600! Im Gegensatz zu den Kolonien in New South Wales wurden diese Sträflinge aber nie als Arbeiter für die Siedler verwendet, sondern sie dienten dem Aufbau der öffentlichen Strukturen wie Strassen und Brücken. Wer von den «Convicts» seine Strafe abgesessen hatte, suchte sich einen Job in Perth oder in anderen Gebieten von West Australia.

Fremantle ist nicht nur der Hafen von Perth, sondern ein eigenständiges, ruhiges Städtchen mit vielen alten Gebäuden, alle sehr gepflegt. Es herrscht nur wenig Verkehr, und die öffentlichen Transportmittel nach Perth sind sehr gut: Bahn, Schiff, Bus. Die meisten Einwohner fahren täglich nach Perth zur Arbeit. Unser Eindruck: Hier lebt es sich gut. Zumal diese Ecke Australiens als die sonnigste gilt und ein ziemlich moderates Klima hat.

Um 13.00 Uhr läuft die MS Volendam aus Fremantle aus, raus auf die offene See, Richtung Südküste. Kaum sind wir aus dem sonnigen Fremantle raus, überzieht sich der Himmel grau.

Sonntag, 11. November 2012, Albany

In den frühen Morgenstunden laufen wir in den von Captain Matthew Flinders («Die erste Umseglung Australiens») um 1802 kartographierten King George Sound ein. Auf seiner Karte kann man gut erkennen, in welchem Hafen wir festmachen werden: Es ist der Princess Royal's Harbour. Die Einfahrt ist ziemlich eng für unsere MS Volendam, links liegt eine Insel aus reinem Granit, die von herrlich blau-grün-türkis leuchtendem Meer umgeben ist. Es ist ein windiger, ja fast stürmischer Tag, aber in der grossen Hafenbay wird es zusehends ruhiger. Die Sonne kommt nur vereinzelt durch die dicken Wolken hindurch, es ist recht kalt geworden und es bläst tüchtig auf Deck. Vor ein paar Tagen haben wir uns in Lombok noch auf kühle Temperaturen gefreut... Um 11 Uhr ist das Schiff fest und wir gehen an Land. Wir haben diesmal keine Exkursion gebucht und spazieren auf eigene Faust los.

Das Städtchen liegt zwischen Hafen und zwei Berghängen und verströmt ein ländliches Flair. Die alten Bauten aus Mitte des 19. Jahrhunderts sind zahlreich, sehr gut gepflegt das Rathaus und das Gerichtsgebäude. Viel gibt es allerdings nicht zu sehen, und so nehmen wir uns ein Taxi und lassen uns zur ehemaligen Walstation «Whale World» fahren, die ca. 20 km ausserhalb Albany liegt. Keinen einzigen Wal haben wir bis jetzt gesehen, obwohl wir seit drei Wochen auf dem Meer rund um Australien gekurvt sind.

Warum das so ist, erfährt man eindrücklich in der Wal-Station, die in Albany von 1952-1978 betrieben wurde. Als sie 1978 aufgegeben wurde, war das nicht etwa aus tierschützerischen Motiven, sondern schlicht und einfach, weil sich das Geschäft nicht mehr lohnte: Es gab praktisch keine



Das grosse Schlachten. Als ab dem 20. Jahrhundert die Tiere nicht mehr «von Hand» aus Ruderbooten erlegt, sondern mit dampfbetriebenen Harpunen gejagt und abgeschlachtet wurden (wobei die modernen Harpunen Sprengköpfe enthielten, die die Tiere augenblicklich töteten), hatte sich die Abschusszahl dermassen erhöht, dass einzelne Spezies praktisch ausgerottet waren. Beim von Albany aus am meisten gejagten Spermwal gab es ein zusätzliches Problem: Die Preise für das gefilterte Sperm-Öl gingen weltweit drastisch in den Keller (erstens zu hohe Angebotsmenge dank der Harpunen und der Walfangschiffe, die wie Fabriken auf See arbeiteten, zweitens eine weltweit sinkende Nachfrage). Kurz: Der Walfang rechnete sich nicht mehr, und die involvierten Konzerne schrieben Verluste. Ein Glück für die Wale. Australien stellte den Walfang ein, und am 1. Juli 1978 schloss auch die Walstation in Albany ihre Tore. 100 Personen wurden arbeitslos.



Wale mehr, das Meer war leergefegt. Vom profitgierigen Wesen Mensch. In der «Whale World» stehen die Zeugen der Zeit: Ein an Land gesetzter Walfänger, riesige Skelette von Blau- und Spermwalen, Arbeitswerkzeug wie Harpunen, Öfen für die Gewinnung des Walöls, die riesigen Tanks für das Öl, die dampfbetriebenen Sägen, mit denen man die Köpfe der Tiere vom Rumpf trennte usw. Dazu eine sehr interessante Fotogalerie und ein ehemaliger Walöl-Tank, der zum Kino umfunktioniert wurde. Alles in allem eine zwar interessante Begegnungsstätte, aber auch eine sehr bedrückende.

Montag, 12. November 2012, Esperance

Früh aufstehen, eine Exkursion um 08.00 zu den Inseln vor Esperance steht an. Aber als wir schon in der Frans Hals Lounge versammelt sind, tritt eine grosse Konfusion ein: Die MS Volendam kann im Hafen gar nicht andocken, da man herausfindet, dass die Hafenkranne zu weit vorstehen und die Kommando-Aufbauten unseres Schiffes demolieren könnten. Also heisst es, auf Tender umstellen. Aber auch das ist nicht sofort möglich, weil beim Landesteg eine Tritthöhe von 1.5m besteht – nicht gerade ideal für unser «Altersheim» mit Stöcken und Rollatoren. Also muss man zuerst den Steg noch an unsere Tender anpassen. Warten, warten. Wir verkürzen uns die Zeit, indem wir die Lounge verlassen und uns eine halbe Stunde auf Deck 9 mit Kleinfeldtennis vergnügen. Mein Handgelenk findet das zwar nicht so super, aber es macht eben doch Spass.



Um halbzehn gehts endlich weiter. Die Tender hüpfen ganz schön auf dem bewegten Meer, aber schliesslich gelangen wir an Land. Dort besteigen wir einen Katamaran, der uns zu einigen der vielen kleinen Recherche-Inseln vor Esperance bringt. Herrlich blaues Wasser und tolle Felsformationen. Nur Tiere sind Mangelware. Wir Menschen haben sie vertrieben oder ausgerottet. Vor 200 Jahren wimmelte es auf diesen Inseln noch von Leben, wie aus dem Logbuch des Matthew Flinders von 1802 hervorgeht. Überall Robben und Känguruhs, Gänse, Schlangen. Und rund um die Inseln Wale und Delphine... Heute sehen wir gerade mal einen Seeadler, der vom Katamaran aus mit einem Hering angelockt wird. Und ein paar wenige Seelöwen, die auf den kahlen Felsen dösen. Bei Woody Islands gehen wir an Land. Hier soll es Känguruhs geben, sagt der Skipper des Katamarans. Und er will auch wissen, auf welcher Seite der Insel sie sind. Nur: Leider findet er heute (!) keine. Kommt uns bekannt vor. Auf der anderen Seite der grünen Insel, die auch einen romantischen Campingplatz enthält, gibts immerhin ein paar schöne Ausblicke aufs Meer. Dann geht es in rasanter Fahrt auf dem Jet-Katamaran zurück zur MS Volendam. Es rüttelt und schüttelt, aber wir überstehen das ganz gut, ohne seekrank zu werden. Ein schönes Gefühl.



Und dann sehen wir sie doch noch, unsere Delfine! Kurz vor Erreichen unseres Mutterschiffes, das vor Anker in der Esperance-Bucht liegt, tauchen sie aus dem Nichts aus und umkurven unseren Katamaran. Es sind Common Dolphins. Wurde langsam Zeit, dass wir mal einen Fisch im Wasser und nicht nur als Skelett im Museum sehen. Zurück an Bord erfahren wir dann von einer Amerikanerin an unserem Tisch, dass sie von der Reling aus, als wir in Komodo vor Anker lagen, einen Walhai (!) hat auftauchen sehen, direkt vor ihren Augen mit geöffnetem Riesenmaul. Danach hatte sie sogar noch die Nerven, mit ihrer kleinen Digikamera ein Bild zu machen von dem Ungetüm, allerdings nur noch schwimmend und nicht mehr mit geöffnetem Maul. Immerhin! Und am gleichen Tisch erzählt ein Mann, er sei am Strand von Esperance spaziert, wo es zahme Känguruhs gebe, die er füttern konnte. Und in Komodo soll bei einer unserer Gruppen der Waran auf dem Weg mit den Leuten spaziert sein. Grossartig! Nur waren wir offenbar nie zur richtigen Zeit am richtigen Ort...



Dienstag, 13. November 2012, auf See

In der Nacht auf heute wurden die Uhren um eineinhalb Stunden vorgestellt, es geht jetzt zügig ostwärts in Richtung Port Lincoln. Etwa 1400 km Distanz, wir sollten übermorgen dort ankommen. Es ist kalt geworden, keine Spur von Sommer mehr. Am Vormittag besuchen wir wieder Susans Show über Exkursionen im Frans Hals Theater. Da wir unter dem Eindruck stehen, bisher arg wenig Tiere gesehen zu haben, buchen wir einige der vorbestellten Touren um: Statt Highlights in der Stadt von Adelaide zugunsten von Wildlife in Cleland, statt Höhlen in Tasmanien heisst neu das Ziel Tassie Wildlife. Irgendwo müssen wir die Viecher ja treffen...



Mittwoch, 14. November 2012, auf See

Und noch so ein langweiliger Seetag bei trostlosem Grau-in-Grau. Aussentemperatur 14 Grad. In der Nacht wurden die Uhren schon wieder um eine Stunde vorgestellt, jetzt sind es schon 2.5 Stunden seit Perth. Eigentlich wäre am Morgen um 6 Uhr eine partielle Sonnenfinsternis zu beobachten (gewesen), aber wir verschlafen dieses Ereignis wegen der Zeitumstellung prompt. Nicht so schlimm. Die «richtige» Sonnenfinsternis, die totale, wäre eh nur in Cairns zu sehen. Das Meer ist bleiern und ruhig. Nicht auszudenken, wenn stürmische See wäre und wir tagelang dieses Geschaukel ertragen müssten. Wir verbringen den Tag mit PingPong (wo wir ein aufgestelltes





Paar aus Frankfurt kennenlernen – Herbert und Ulla –, beide sehr sportlich: Die zwei haben ihr Bike dabei und erkunden nicht nur unsere Anlaufhäfen jeweils per Rad, sondern fahren auch per Velo – mit Sack und Pack, Satteltaschen und Koffern (!) – jeweils vom und zum Flughafen. Und das in fremden Städten und auf diesen wackligen zusammenklappbaren Velos mit kleinen Rädern. Was für eine ausgeflippte Idee!

Donnerstag, 15. November 2012, Port Lincoln

Das Einlaufen in den eigentlich wunderschön gelegenen Hafen (vorgelagerte Boston-Insel – ein natürlicher Wellenbrecher) ist wenig spektakulär: Es ist neblig-grau wie zuhause im November... und die Morgentemperatur von 12 Grad ist auch nicht, was wir uns vorgestellt hatten. Wir dachten, wir könnten unserem Winter entfliehen in den Sommer Australiens... das war ein Irrtum. Unser Ausflugsziel heute heisst «Swim with Tuna». Eine aufregende Aussicht – eine «once-a-lifetime»-Erfahrung! Per Bus werden wir um 10.30 Uhr zur Pier gefahren, zum Katamaran, der uns in eine Bucht vor Port Lincoln bringt, wo ein Ponton samt Fischbecken auf uns wartet. Es ist grau, kalt und windig, das Meer bleiern. Keine guten Voraussetzungen für einen Schnorchelgang. Allein schon der Umstieg in den dünnen Neoprenanzug kostet Überwindung. Andererseits: Verpassen will ich diese einmalige Gelegenheit auch nicht... Mein eigenes Schnorchelzeug habe ich mit dabei, mit den korrigierten Gläsern. Susi filmt mich beim Einsteigen und dann später von unten aus dem Unterwasser-Observatorium. Die Thunfische sind riesig, fast so gross wie die Menschen, und sie umkreisen die Schnorchler und lassen sich von ihnen mit kleinen Fischen füttern. Leider ist die Sicht ziemlich schlecht, weil die Sonne fehlt. Und doch ist es ein einmaliges Feeling, mit diesen Tieren im Meer zu schwimmen. Der «Southern Bluefin Tuna» kann bis zu 200 kg schwer werden. Er ist klein klassischer Fisch, denn er ist ein Warmblüter und muss ständig schwimmen, selbst wenn er schläft, sonst säuft er ab. Seine «Cruising-Speed» beträgt nur 2-3 km/h, aber wenn er jagt, kann er bis 70 km/h schnell sein. Seine Beutetiere sind Shrimps, Krabben, Squids (Tintenfische), aber auch Krill. Wenn er die brutale Fischerei überlebt, kann er bis zu 20 Jahre alt werden. Warum er «Bluefin»-Tuna heisst, obwohl seine Fins gelb sind, bleibt im Dunkeln.



Die Tunas in diesem Meerbecken werden nur für die Touristen gehalten, die mit ihnen schwimmen wollen. Es gibt aber in dieser Bucht auch echte «Fisch-Farmen», in denen kleine Tunas grossgezogen werden. Es sind Fänge aus dem Meer. Die etwa 50 cm kleinen Fische werden danach ein halbes Jahr lang gefüttert, bis sie das nötige Gewicht haben, um geschlachtet, verarbeitet und tiefgefroren nach Japan transportiert zu werden, wo sie dann zu Sashimi-Häppchen werden... Offenbar ein lukratives Geschäft. Davon zeugen die Dutzenden von Fischkuttern mit modernster Ausrüstung im Hafen von Port Lincoln. Der Gedanke, dass diese bestens ausgerüsteten Riesendinger Tag für Tag Tonnen von Tuna aus dem Meer ziehen, stimmt allerdings nachdenklich. Irgendwann wird es ausgehen wie bei den Walfängern. Das Meer wird leer gefischt sein, und die Fischerflotte wird im Hafen bleiben und vor sich hin rosten. Vielleicht erhalten dann die Tunas die Chance, als Spezies doch noch zu überleben.

Was mir beim Schwimmen mit den Tunas aufgefallen ist: Sie suchen keinen Kontakt zum Menschen, wie dies bei den Delphinen im Roten Meer der Fall ist, oder bei den Seelöwen auf Galapagos. Ich bin ihnen egal.

Der Aufenthalt in Port Lincoln ist kurz, von der Stadt sehen wir nicht viel (nur vom Schiff aus). Viel zu bewundern soll es hier aber eh nicht geben, wie wir erfahren. Es ist eine eigentliche (Fisch)Industriestadt.

Freitag, 16. November, Adelaide

Wir haben eine Exkursion in den Cleland Wildpark gebucht und sind um 9 Uhr dran. Im Bus fahren wir vom Outer Harbor etwa 20 km durch die City und dann in den Osten zum Park. Die Stadt präsentiert sich sehr freundlich. Sie nennt sich zwar «Stadt der Kirchen», aber uns fallen vor allem die unendlichen Parks auf. Überall Grünflächen und auch in der Stadt zwischen den Häusern zahllose der zur Zeit blühenden Jaccaranda-Bäume mit ihren wunderschönen violetten Blüten. Den Kern der Stadt werden wir später erkunden. Der Cleland Wildpark in den Hügeln östlich der Stadt ist etwas ganz Besonderes. In ihm leben nur Tiere, die in Australien heimisch sind. Am meisten interessieren uns natürlich die Kängus und die Koalas. Die Tasmanischen Teufel finden wir zwar auch, aber wir sehen sie kaum, sie liegen versteckt im Dickicht ihrer Anlage und sind nur als dunkle Schatten zu erkennen. Vielleicht haben





wir in Tasmanien mehr Glück. Diese Station steht in ein paar Tagen auf dem Programm. Wir setzen uns von der wie immer (zu) grossen Gruppe ab und geniessen die Stille auf einer riesigen Grasfläche - zusammen mit einer Gruppe von Känguruhs, die sich an die Menschen gewöhnt haben und sich füttern und streicheln lassen. Es sind herrlich sanfte Tiere. Wir verbringen eine ganze Weile mit einer Mutter und ihrem schon ziemlich grossen Kind. Dieses ist zwar noch scheu und hält sich am liebsten im Beutel der Mutter auf, dafür ist die Mama keck und kennt keine Berührungängste, sie geht selbstbewusst auf uns zu, bittelt um Futter und frisst uns aus der Hand.



Bei der Koala-Station gibt es drei Abteilungen: Tiere zum Anschauen, Tiere zum Knutschen (und gegen Gebühr zu fotografieren) und solche, die man kurz streicheln darf. Der Reiz des Neuen ist bei uns allerdings bereits weg, die Kuschelfoto haben wir ja schon in Brisbane gemacht. Aber niedlich finden wir die kleinen Süsslinge auch diesmal. Was uns noch fehlt, ist sie in freier Wildbahn zu finden.



Nach dem Wildpark verlassen wir den Ausflugsbus im Zentrum der Stadt und spazieren dem top-in-Place von Adelaide entlang: auf der autofreien Rundle Mall. Sie ist von jungen Menschen bevölkert (arbeiten die nicht? es ist Freitagnachmittag und die Strassen sind voll). Geschäft an Geschäft, alles sehr sauber und gepflegt, kein Papierchen auf der Strasse, nirgends Abfall. Die Australier scheinen ein gutes Stück disziplinierter zu sein als wir es uns von zuhause gewöhnt sind. Auch bei uns gibt es genügend Abfallkörbe, nur werden sie nicht so fleissig benutzt...



Dann besteigen wir den gratis City-Loop-Bus, der zuerst auf der North Terrace fährt, wo die schönsten Gebäude der Stadt stehen, die Universität, das Parlamentsgebäude, diverse Museen, das Denkmal von Matthew Flinders und die Railway-Station im Kolonialstil des 19. Jahrhunderts. Und natürlich jede Menge Kirchen. Auch auf der North Terrace - nicht nur in den Parks - überall Grünflächen und blühende Jaccarandas. Allerdings herrscht in der City dichter Verkehr und Stau wie in jeder Grossstadt. Adelaide hat immerhin 1.3 Millionen Einwohner. Der City-Loop-Bus kommt wegen der vielen Ampeln und den Staus nur langsam voran, und so haben wir bei jedem Stopp genügend Zeit, uns die Gebäude anzusehen. Nach der North Terrace ist allerdings nicht mehr viel Erhebendes zu sehen. Ausserhalb dieser Zone beginnen bereits die Suburbs, und die gleichen sich wie ein Ei dem anderen. Hübsche einstöckige Häuser mit Gärten, alles sehr gepflegt, aber nicht sehr aufregend. Die bebaute Fläche ist riesig, offenbar steht Platz in unerschöpflicher Fülle zur Verfügung - kein Vergleich mit den Verhältnissen in der Schweiz.



Die Stadt ist aber auch nicht gewachsen wie unsere Städte, sondern wurde auf dem Reisbrett entworfen. Das war 1836. Der zuständige Architekt, der britische Armeeingenieur Colonel William Light, hatte eine glänzende Idee: Er setzte zuerst auf einem riesigen Gelände Parks - und dann in deren Mitte die Stadt. Dabei trennte er die Geschäfts- von den Wohnvierteln. Ein absolut gelungener Entwurf. Davon profitiert Adelaide heute noch: sie wirkt ausserordentlich grosszügig und licht.



Nach der City-Loop-Erkundungsfahrt verlassen wir den Bus an der North Terrace und spazieren diese bis zur Railway-Station, wo wir den Zug nach Outer Harbor und zurück zum Schiff nehmen.

PS: Was wir bisher in allen australischen Städten erfahren haben, trifft auch hier zu. Die Leute sind ausserordentlich freundlich, guter Laune und hilfsbereit: Der Buschauffeur öffnet für eine Auskunft extra die Türe, und bei der Railwaystation erweist sich die Dame am Schalter unerwartet zuvorkommend und geduldig, um uns die Anschlüsse der Züge zu erläutern. Aber wir beobachten auch, dass die Menschen im Alltag viel freundlicher und höflicher miteinander umgehen als in Europa. Wir sind ziemlich k.o. am Abend und gehen früh ins Bett. Morgen müssen wir um 6 Uhr aufstehen: Kangaroo-Island!



Samstag, 17. November, Kangaroo Island

«Wir erlegten 31 dunkelbraune Kängurus, von denen das kleinste 69 Pfund und das grösste 125 Pfund wog. Der Insel, auf der dies geschah, gab ich den Namen Kangaroo Island», schreibt Matthew Flinders am 7. März 1802 in sein Logbuch. Nachdem wir nun in vier Wochen Australien noch kein einziges wildes Känguru gesehen haben, sind wir überzeugt, dass das auf Kangaroo Island passieren muss. Schliesslich gibt es hier auf den Strassen jene berühmten Signaltafeln, die vor den Kängus warnen. Nur: Wir sehen wieder keine, obwohl wir rund 300 km quer durch die Insel kurven. Oder fast keine: Einmal, im Gebüsch gut versteckt, aufrecht stehend und ängstlich zu uns guckend, ein hellgraues Wallaby, das etwa die Grösse eines Hasen und die Kopfform einer Ratte hat. Und einmal ein «richtiges» Känguru - in 500 Meter Entfernung, sodass es nicht mal für ein scharfes Bild reicht. Das ist es dann auch. Eher ernüchternd.

Die wirklichen Sensationen dieser Insel lassen dann aber nicht lange auf sich warten. Das Eiland, das uns wie ein kleines Paradies vorkommt (Natur pur, endlose Eukalyptuswälder, kaum Menschen, drei Polizisten für ein Land, das etwa ein Zehntel so gross ist wie die Schweiz...), ist



umwerfend schön. Kein Wunder, denn rund ein Drittel der Fläche besteht aus Nationalparks. Und der Rest aus Farmland, wo zig-tausende von Schafen weiden.

Einen Hafen für grosse Kreuzfahrtschiffe gibt es nicht, wir müssen also mit Tendern an Land gebracht werden. Zum Glück ist die See ruhig, sodass die Überfahrt problemlos möglich ist. Penneshaw heisst der Harbour, wo auch die Fähre vom australischen Festland (Cape Jervis auf der Halbinsel Fleurieu) ankommt. In Penneshaw warten zwei Landrover auf unsere Gruppe, die aus total 9 Leuten besteht – die kleinste aller Ausflugsgruppen bisher. Das hat seinen Grund: Pro Person kostet die Exkursion 569 Dollar.

Zuerst geht es auf guten Strassen in den Süden der Insel, in die Seal Bay. Ein fantastischer Platz für die Seelöwen und die Pelzrobben (jugendliche australische Seelöwen und Weibchen haben ein hellen Pelz, die Bullen sind braun). Sie mischen sich manchmal mit den Pelzrobben (neuseeländische Fur-Seals mit dunklem Pelz und spitzer Obsi-Nase). Die australischen Fur-Seals mit breiterem Kopf sind rötlich-braun und lieben es, sich aneinander zu kuscheln, währenddem die neuseeländischen eher Einzelgänger sind. Der Strand besteht aus einem felsigen, einem bewachsenen und einem sandigen Teil, märchenhaft. Die Sea Lions vergnügen sich im Wasser oder dösen im Sand, eine ziemlich grosse Kolonie. Eindrücklich.

Dann fahren wir, diesmal auf Naturstrassen, weiter in den Flinders Nationalpark, mit einem hehren Ziel: Wir wollen nach wildlebenden Koalas suchen. Susi entdeckt als erste einer dieser Wollknäuel hoch oben in den Bäumen. Was für ein Kick! Ganz anders, als wenn man sie im Zoo betrachtet. Die ständig nach oben guckende Truppe wandert weiter, findet einen zweiten, dritten, vierten. Es ist eine echte Safari. Schliesslich finden wir noch eine Mutter mit ihrem Baby in einer Astgabel hängend, halb schlafend. Sie kann sich sicher fühlen so weit oben, und lässt sich auch durch das Geschnatter der Menschen zehn Meter unter ihr nicht aus der Ruhe bringen. Wilde Koalas, das Highlight des Tages. Denken wir.

Aber dann gelangen wir im äussersten Südwesten der Insel zum «Admirals Arch» und zu den «Remarkable Rocks». Einen treffenderen Namen hätte man nicht erfinden können – diese Felsbrocken, einige davon 12-15 Meter hoch, sind tatsächlich «bemerkenswert»! Sie wurden vor Millionen Jahren von Gletschern transportiert und hier auf den Klippen «abgestellt». Noch heute stehen sie nur teilweise den Fels berührend wie Monumente moderner Kunst da und hinterlassen die Menschen, die daneben wie Spielzeuge wirken, mit staunenden Augen. Es ist ein Eldorado für Fotografen. Hier könnte man tagelang verweilen und diese in Stein gehauenen Kunstwerke bei allen nur denkbaren Lichtverhältnissen bestaunen und ablichten. Ein Meisterwerk der Natur.

Eukalyptuswälder, grossartige Buchten und Strände, weites (allerdings grösstenteils trockenes) Farmland, Nationalparks überall, Sea Lions, wilde Koalas, eindruckliche Felsformationen... Die kleine Insel hinterlässt überwältigende Eindrücke.

Kangaroo Island ist rund 155 km breit und 55 km tief. Zur Zeit leben 4'600 Menschen auf der Insel, die meisten sind Farmer (Eukalyptus-Öl, Schafwolle und Fleisch). Entdeckt, kartografiert und benannt wurde die Insel 1802 durch Matthew Flinders. Ein Jahr später vollendete ein Franzose das Werk (Nicolas Baudin) und erforschte die Insel genauer, weshalb viele der Capes, Buchten und Orte heute noch französische Namen tragen.

Um 17 Uhr müssen wir in Penneshaw zurück sein, um es auf den letzten Tender der MS Volendam zu schaffen, denn um 18.00 Uhr laufen wir bereits wieder aus. Morgen wird es einen Seetag auf dem Weg nach Melbourne geben, zum Glück! Wir müssen das Gesehene und Erlebte zuerst verdauen.



Von den süssen **Koalas** sind die Farmer nicht so begeistert. Die Tiere waren um 1900 herum praktisch ausgerottet, weil man sie wegen ihrer Pelze gejagt hat (die nach China verkauft wurden). Dann hat man ein paar Exemplare aus Australien hier ausgesetzt, und seither vermehren sie sich prächtig. So prächtig, dass sie für die Farmer zur Plage werden. Sie fressen ganze Eukalyptusbäume leer und zerstören dabei die Äste. Zuerst hat man versucht, sie durch Abschüsse zu reduzieren, heute probiert man es mit Einfangen und sterilisieren. Der Erfolg ist mässig.



Sonntag, 18. November, auf See

Ruhige See, wenig Wind, blauer Himmel, aber eiskalt. Vom australischen Sommer ist nicht viel übrig geblieben... 12 Grad! Der Seetag auf dem Weg von Kangaroo Island nach Melbourne ist mehr als willkommen. Sich von den «Strapazen» des Vortages erholen, ausschlafen und das Erlebte verinnerlichen (wozu auch Tagebuchführen gehört!). Dazu ein Besuch im Gym, ein Pingpong-Mätschchen und eine Massage... und schon ist der Tag um. Abendessen im Rotterdam mit Ruedi und Meona aus Küsnacht am Zürisee, im «formal-dress-Kostüm» (Ruedi und ich fühlen sich beide irgendwie verkleidet...), dann früh ins Bett, morgen müssen wir wieder zeitig aus den Federn.



Montag, 19. November, Melbourne

Um 07.00 ist die MS Volendam fest an der Pier in Melbourne Port. Vom Schiff aus sehen wir die Skyline von Melbourne – mehr werden wir von der City heute nicht zu sehen bekommen, denn wir haben einen interessanten Ausflug nach Ballarat gebucht – **back in time** in die Zeit um 1850, als der australische Gold-Rush begann. Nach einer anderthalbstündigen Busfahrt kommen wir im westlich von Melbourne gelegenen Ballarat an.



Erster Stopp ist allerdings nicht im Goldsucherdorf, sondern im dortigen Wildpark. Wir vergnügen uns wieder mit den freilaufenden Kängus, die man füttern und streicheln kann. Zu unserer Überraschung finden wir allerdings den Tasmanischen Teufel – zum ersten Mal und in wunderschönem Licht, das uns gute Aufnahmen ermöglicht. Dazu sehen wir erstmals die grossen roten Kängurus und erst noch die Wombats, schöner als je zuvor. Eine tolle Ausbeute für einen bloss einstündigen Aufenthalt.



Weiter gehts ins **Goldgräberdorf von Ballarat.**

Es sind keine «Walt-Disney-Kulissen» wie wir befürchtet haben, sondern echte Bauten aus jener Zeit. Originale Hotels samt Inventar, eine Bakery, wo wir (endlich) einen echten australischen Beef-Pie erstein. Ein runder Cake gefüllt mit Hackfleisch, schmeckt ganz gut. Dazu ein Original Ginger Beer. Sehr authentisch. Wie auch die Stores, die nicht nur Lebensmittel aus der Zeit um 1850 führen, sondern auch Goldpfannen, Schaufeln, Schuhe und Kleider. In einem anderen Gebäude ist die Zeitungsredaktion untergebracht (die Ballarat Times), das Post Office, das Theater, ein Bowlingroom («einhändiges Bowlen verboten»), die Apotheke, der Furniture Store, der Schmid, dann natürlich die Goldhändler, die den Goldwäschern die Ware abkauften, die Banken usw.



Und natürlich darf auch die Original-Kutsche mit den vier stämmigen Pferden nicht fehlen, die ständig im Dorf unterwegs ist. Dazu jede Menge zeitgemäss (1850) gekleidete Leute, die das Dorfbild vervollständigen – Polizisten, Soldaten, gediegene Damen, Schülerinnen mit ihren Gouvernanten – es sind Angestellte des Museums.



Wir besuchen auch eine unterirdische Mine, diese wird allerdings etwas zu touristisch präsentiert, und man kann nur schwerlich erkennen, wie hart hier unten gearbeitet wurde. Einen besseren Eindruck, was die Goldgewinnung betrifft, bekommt man am Goldsucherfluss, wo noch die Pfannen bereitliegen und verwendet werden können, um das Kies zu waschen und – hoffentlich – ein paar Nuggets zu finden. Reich geworden sind aber bei dieser Goldsucherei hauptsächlich die Händler, Dienstleister und Store-Besitzer, die zu übersteuerten Preisen Arbeitswerkzeug, Bekleidung und Verpflegung verkaufen konnten.

Der australische Goldrush

1853-1857 war eine sehr erfolgreiche Zeit. In diesen fünf Jahren erzielten die Schürfer einen Ertrag von rund 90'000 Kilo Gold. Klar, dass daran auch die australische Regierung verdienen wollte. Sie tat dies, indem sie Schürfbewilligungen und Lizenzen verkaufte. Und jedes Jahr verdoppelten sich die Preise dafür. Bis die Goldgräber genug hatten von den Aufschlägen und der Tatsache, dass sie nichts dazu zu sagen hatten. 1854 kam es zum Aufstand. Die Miners verbrannten ihre Lizenzen und forderten ein Mitspracherecht. Der Aufstand wurde zwar durch 300 Regierungssoldaten vorerst niedergeschlagen (wobei 28 Miners erschossen wurden), aber schliesslich gab die Regierung nach anhaltenden Protesten doch nach, und von 1855 an wurden die Regeln für die Lizenzvergabe gemeinsam mit den Goldsuchern demokratisch beschlossen. Diese «Eureka»-Rebellion war die eigentliche Geburtsstunde des demokratischen Australiens.



Die Eureka-Flagge (blauer Untergrund mit weissem Kreuz in der Mitte) wird auch als Kreuz des Südens bezeichnet und ist zum Symbol für Widerstand gegen die Staatsgewalt geworden und wird heute noch von Linken wie von Rechten verwendet, wenn es etwas zu protestieren gibt.



Die Goldsucher lebten in sehr primitiven Holzhütten, manchmal sogar nur in Zelten. Und jene, die Glück hatten und Gold fanden, setzten ihren Gewinn oft dafür ein, einen Store zu eröffnen und damit ihr Vermögen zu vermehren, um sich in Ballarat ein feines Haus zu kaufen. Es waren nur wenige – und viele verliessen den Ort so arm, wie sie kamen. Glücksritter eben.

Gold wurde in Ballarat erstmals 1851 gefunden. Das ging wie ein Lauffeuer durch die Welt. Amerikaner, die «zuhaus» nach dem erlahmten Goldrush hier ihr Glück weiter versuchten, viele Einwohner von Melbourne, zigtausende von Chinesen (die bei der Goldsuche die erfolgreichsten waren, weil sie auch am meisten malochten) und Glücksritter aus allen Teilen der Welt.

Dienstag, 20. November, Burnie (Tasmanien)

Über Nacht ist die MS Volendam von Melbourne in die südlichste Kolonie Australiens gedampft, nach Tasmanien. Um 08.00 sind wir bereits im Hafen von Burnie fest. Unser heutiges Ausflugsziel ist ein Wildpark in den Hügeln der Gunns Plains. Die Gegend erinnert stark an die Wiesen, Wälder und Hügel der Schweiz (etwa wie das Appenzellerland), samt Kühen, nur mit anderen Bäumen – hauptsächlich Eukalyptus.

Unser Ziel sind aber die **Tasmanischen Teufel**. Berühmt sind die «Devils» seit den Cartoons von Warner Brothers im Jahre 1954 – und wie üblich wurden die Tiere in den Cartoons stark überzeichnet, als fauchende Bestien (vermutlich deshalb, weil die ersten Europäer, die diese Tiere sahen, sie als «devils» bezeichneten, weil sie rote Ohren und ein kräftiges Gebiss haben und tatsächlich gehörig fauchen können...). Aber Teufel sind sie genauso wenig wie die Haie, die in diskriminierenden Hollywood-Filmen aus den 60er-Jahren des letzten Jahrhunderts, wie zum Beispiel die Serie «Der Weisse Hai», als Rächer und Menschenfresser verteufelt wurden.

Im «Wing Tassie Wildlife Park» in den Bergen von Gunns Plain finden wir unseren Devil, ein kecker und durchaus sympathischer Kerl – alles andere als ein «Teufel». Der Wildpark konzentriert sich ausschliesslich auf einheimische Kreaturen, nimmt auch verletzte Tiere auf und pflegt sie gesund. Wir kommen in den Genuss, Devil- und Wallaby-Babies hautnah zu sehen und zu fühlen – so süß. Es sind Waisenkinder, die hier mit der Flasche aufgezogen werden und völlig zahm sind.

Dann vergnügen wir uns einmal mehr mit unseren Lieblingen, den Kängus. Weil heute nur wenige Besucher im Park sind, sind die Tiere mal nicht überfüttert – sie sind ganz wild auf unser Futter und bestürmen uns regelrecht. Ihre Krallen sind kräftig und können ganz schön zupacken, trotzdem empfinden wir diese herrlichen Tiere als sanft und freundlich. Unsere Fotos und Filme halten unvergessliche Momente fest.

Auch der Tasmanische Teufel ist ein Beuteltier. Er kommt nur noch in Tasmanien vor; auf dem australischen Festland ist er seit Hunderten von Jahren ausgestorben. Er ist auch hier gefährdet seit eine Viruserkrankung, die «Facial Disease», 1995 zwei Drittel des Bestandes ausgelöscht hat, aber der kleine Devil ist ein zäher Bursche.

«Ganz aussterben wird er nie, meint die Pflegerin des Wildparks». Dies auch deshalb, weil er alles frisst, was ihm in die Quere kommt, selbst verrottetes Fleisch. Er besitzt einen extrem kräftigen Kiefer, mit dem er auch Knochen zerteilen kann, und einen sehr robusten Magen, der die Beute mit Haut und Haaren verdaut. Er wird zwar nur acht Jahre alt, kann aber viel starken Nachwuchs produzieren.



Der süsse kleine Teufel: Bei Geburt so gross wie ein Reiskorn...

Das Weibchen verfügt über einen Doppel-Uterus und zwei Vaginas und kann deshalb gleichzeitig Junge von verschiedenen Vätern bekommen. Die Zeugung erfolgt im März, und nach 30 Tagen kommen die Jungen zur Welt. Sie sind aber noch im embryonalen Zustand und winzig klein, nur so gross wie ein Reiskorn. Das Weibchen bringt pro Wurf etwa 40 solcher Winzlinge zur Welt, die dann von selbst den beschwerlichen Weg in den Beutel finden müssen. Nur für die vier stärksten davon wartet je eine Zitze im Beutel, an der sie sich festbeissen und vier bis fünf Monate lang Muttermilch saugen, bis sie gross genug sind, den Beutel zu verlassen. Das ist dann etwa im August der Fall. Nach zwei Jahren sind sie selber geschlechtsreif, und der Zyklus beginnt von vorne.



Wallaby-Baby



Mittwoch, 21. November, Hobart (Tasmanien)

Eigentlich hätten wir nach Plan von Burnie aus der Westküste Tasmaniens entlang fahren sollen, aber dort war der Wind so kräftig, dass 8 Meter hohe Wellen entstanden. Der Captain wollte uns das nicht antun und entschied sich, stattdessen auf der Ostküste nach Süden zu dampfen. Sehr rücksichtsvoll. Um 14.00 erreichen wir Hobart, die Hauptstadt Tasmaniens. Hier ist es sehr windig – und kalt (13 Grad!). Auch im Sommer soll es hier schon mal schneien. Und für kräftigen Wind ist die Stadt der Segler eh bekannt: Sie ist das Ziel der berühmten Segelregatta Sydney-Hobart. Die Stadt liegt sehr schön eingebettet zwischen Ozean und grünen Hügeln, was mich optisch an den Vierwaldstättersee erinnert. (Leute an Deck sagten auch: «Looks like New Zealand»...). Hobart ist nach Sydney die zweitälteste Stadt Australiens, gegründet bereits 1804 als abgelegenes Gefängnis mit 178 Verurteilten und 25 Offizieren als Wachpersonal, die teilweise mit Familie anreisten. Heute zählt die Stadt etwa 200'000 Einwohner. Am späteren Nachmittag machen wir einen Bummel vom Victoria-Hafen (wo eine Replica der «Lady Nelson» liegt) zum Salamanca Square Richtung Battery Point, wo wir in der berühmten Kelly Street die hübschesten Häuser finden.



Donnerstag, 22. November, Hobart (Tasmanien)

Unser letzter Ausflugstag. Wir fahren raus aus Hobart in westlicher Richtung, überqueren die moderne Hobart Bridge (die früher eine «floating bridge» war). Die Landschaft gleicht auch hier Schottland oder Irland, hügelig und viel Grün (das allerdings in den kommenden Monaten austrocknen und braun werden wird, verbunden mit Waldbränden, die in den Sommermonaten regelmässig eintreten). Allerdings ist das Klima hier etwas freundlicher, es wachsen auch Weinreben, Fächerpalmen und Eukalyptusbäume. Erster Stopp in **Richmond**, wo die älteste Steinbrücke Australiens steht. Ein idyllisches Dörfchen am Fluss Coal Creek, mit vielen hübsch gepflegten Häusern und einem alten und im Originalzustand belassenem Gefängnis (erbaut 1825). Richmond wurde 1804 gegründet, als man hier Kohle fand. Daher der Name Coal Creek.



Die «Lady Nelson»

Diese Brigg stand auch mal in den Diensten von Australien-Erstumsegler Matthew Flinders. 1803 wollte er sie in seiner Flotte von Port Jackson (Sydney) nach dem Nordwesten Australiens mitnehmen, sie erwies sich aber als untauglich und wurde nach Port Jackson zurückgeschickt. Sie diente dann später bei der Besiedlung Tasmaniens. 1825 geriet sie in die Hände von Einheimischen, die die Besatzung umbrachten und das Schiff verbrannten. (Hier der Nachbau).



Zweiter Stopp und eigentliches Hauptziel ist der Boronong Wildpark. Diesen Besuch hätten wir uns allerdings ersparen können: Viel zu viele Touristen, die Devils verstecken sich, die Kängurus sind schon so überfüttert, dass sie zum Fressen nicht mal mehr aufstehen – die vielen Leute nötigen ihnen das Futter richtiggehend auf. Zudem ist der Tag grau in grau, und die in engen Käfigen eingesperrten Vögel tun mir leid. Um 13 Uhr sind wir wieder an Bord, und jetzt spüre ich die Müdigkeit, die sich bei all den Besichtigungen kumuliert hat. Das Mittagsschläfchen habe ich mir verdient, ich bin so k.o., dass ich erstmals auch beim «sail away» nicht an Deck gehe. Was alles sagt. Zum Glück haben wir morgens nochmals einen Ausruhtag auf See, bevor wir die Umrundung des Kontinents in Sydney abschliessen werden.

Freitag, 23. November, auf See

Fünf Wochen auf der MS Volendam – und dann ist er plötzlich da, der letzte Tag. Wehmut kommt auf. Man gewöhnt sich schnell an dieses aufregende Leben, bei dem das «Haus» mitreist und man jeden zweiten Tag etwas Neues erleben darf.



Samstag, 24. November, Sydney

Um 06.00 früh fahren wir in den berühmtesten Hafen Australiens ein, begrüsst von der eben aufgehenden Sonne. Wo 1770 alles begann, als Captain James Cook in Sydney* ankerte und das Land, das damals noch Neuholland hiess, für die britische Krone in Besitz nahm...

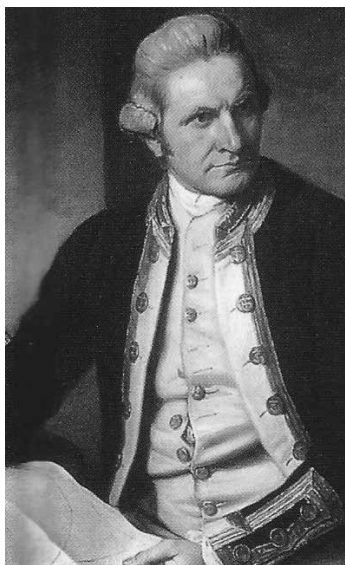
* das stimmt zwar so nicht, aber es klingt gut, «Captain Cook in Sydney»...
Tatsächlich ankerte er in der Botany Bay, die südlich des Hafens von Port Jackson/Sydney liegt.

Die ganz kleine Geschichte Australiens

Biologisch-philosophisch betrachtet von Fritz Kleisli

Natürlich haben die Engländer den Ureinwohnern das Land geklaut – an dieser Erkenntnis führt kein Weg vorbei. Nur: Ist das nicht biologisch normal? Steckt nicht jeder Vogel mit Gesang oder Gekrächze jeden Tag sein Revier ab? Pisst nicht jeder Hund an jenen Baum, den er für sich reklamiert? Die Biologie weist den Weg – die Menschen haben bloss die Spielregeln verfeinert.

Weltmeister im Spielregeln erfinden sind die Engländer. Auch im Fall Australien haben sie die Konkurrenz um Längen geschlagen. Entdeckt hat das Land ein Holländer um 1600 (weshalb es bis 1800 Neuholland hiess). Der gute Mann namens Willem Janszoon hat aber schlecht an den Baum gepisst, seine Duftmarke hat niemanden beeindruckt.



Ganz anders der Brite James Cook, pardon, **Captain James Cook**. Der segelte zwar erst 1770 in jene Gegend, die heute Sydney heisst, machte aber Nägel mit Köpfen und erklärte das Territorium cool zum Besitz des englischen Königreichs. Punkt. So macht man das.

Natürlich hat Captain Cook gewusst, dass in diesem Land Menschen wohnen – er hat ja mit ihnen Smalltalk geführt. Aber statt sich als Gast in diesem Neuland zu fühlen, hat er kurz die Spielregeln geändert. Im Schach würde man sagen,

er hat schwarz gegen weiss getauscht. Nun waren die Weissen am Zug, und die Schwarzen durften noch mitspielen. Vorerst.

Dass es Mitspieler auf diesem Land gab, verschwieg unser schlauer Freund Cook. Er schrieb nach Hause, das Land sei eine «terra nullis» (ein Gebiet also, das niemandem gehört). Toll, sagten die Engländer, dann gehört es jetzt uns. Und ein paar Jahre später begannen sie mit der Besiedlung.

Da das Opernhaus und die Harbourbridge von Sydney noch nicht standen, gab es ein paar kleinere Arbeiten zu erledigen, wie Sümpfe austrocknen, Land fruchtbar machen, Unterkünfte und Wege bauen und so. Drecksarbeit. Hier lautete die Spielregel: Tue nie etwas, was andere besser können. Im Verrichten von Drecksarbeit waren Strafgefangene besonders geeignet. Also sandte man davon ein paar Tausend ins neue Land – die Gefängnisse zuhause auf der Insel waren eh überfüllt.

Natürlich brauchte es auch Leute, die den Gefangenen halfen und ihnen sagten, was zu tun sei. Deshalb gehörten dem ersten Besiedlungstrupp mit elf Segelschiffen auch ein paarhundert Seeleute, Soldaten und Offiziere an. Am 26. Januar 1788 wurde die neue britische Kolonie auf den Namen «New South Wales» getauft. Seither ist der 26. Januar «Australian Day», also gewissermassen erster August. Die Weissen machen jedes Jahr ein Fest. Was die Schwarzen an dem Tag machen, weiss man nicht so genau.

Die Besiedlung war nicht so einfach. Es fehlte an allem, vor allem aber an Nahrung, da die Erde nicht sofort Ertrag bringen wollte. Harte Zeiten. Doch langsam ging es vorwärts, immer mehr Land wurde bebaut

oder gerodet, um für die Rinder- und Schafzucht geeignet zu sein. Logisch, dass es dabei zu Streitereien mit den eigentlichen Landbesitzern, den Ureinwohnern, kommen musste. Da waren dringend neue Spielregeln gefragt.

Die These der «terra nullis» war irgendwie nicht mehr zu halten, denn es war nun allen klar, dass hier mehr Leute wohnten, als Captain Cook nach England getextet hatte. Das merkte man daran, dass immer wieder Schafe geklaut und manchmal auch ein Farmer umgebracht wurde, von einem Einheimischen, der die Spielregeln nicht kannte. Um die drastischen Vergeltungsmassnahmen der Weissen zu rechtfertigen, gab es die Spielregeln der Kirche. Die verkündete, dass «Gott demjenigen das Land gibt, der es bebaut». Gut, dass das die Implemia AG und die Strabag nicht wissen.

Damit die Einheimischen die neuen Spielregeln anerkannten, musste man sie erst mal vom Christentum überzeugen. Die Missionare waren an der Reihe. So richtig geklappt hat das nie mit diesen störrischen Primitiven, die es einfach nicht kapieren wollten, dass das in Ordnung war, dass man ihnen das Land klaute. Da gebar die Kirche eine neue Glanzidee: So ab 1890 wurden den Aborigines die Kinder weggenommen und in eine Missionarsschule gesteckt. Müsste doch mit dem Teufel zugehen, wenn man daraus keine Christen machen konnte!

Es gab aber noch raffiniertere Arten, die Ureinwohner langsam zu Weissen zu machen: durch Verwässerung der Rasse. Der «Chief Protector of Aborigines» in Westaustralien setzte sich noch 1937 für das «breeding out the color» ein, also für das Herauszüchten der Farbe. Im Volksmund nannte man das «fucking them white». Funktioniert hat's aber nicht so recht, es gibt sie noch immer, die Schwarzen.



Es gibt zwar heute Weisse, die sich dafür schämen, was man den Aborigines angetan hat. Aber der Mehrheit ist das ziemlich egal – schliesslich muss jeder schauen, wo er bleibt. So gesehen, wäre es wohl angebracht, den biologischen Realitäten ins Auge schauen: Die eine Rasse hat über die andere gesiegt. Die Tüchtigeren haben das Spiel gewonnen – Game, Set, Match. Das Leben ist ein Dschungel, und Darwin ist bestätigt.